

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N. 6.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.

(Fortsetzung.)

Um die übrigen Gäste hatte sich der alte Herr wenig gekümmert. Nur hin und wieder, wenn irgendwo ein besonders lautes Wort fiel, warf er wohl unter feinen buschigen Augenbrauen hervor einen prüfenden Blick auf den Sprecher. Dann aber vertiefte er sich sofort wieder in die Lektüre seiner Zeitungen, bis ihn auf einmal eine wohlbekanntete Stimme mit „Guten Abend, Herr Klose!“ anredete.

„Sie hier, lieber Lauter? Ah, Sie bringen mir heute die Korrekturen?“

Es war in der That Fritz Lauter, welcher dem Lehrling, der an gewissen Tagen in der Woche dem alten Korrektor Klose einen Theil seiner Korrekturen in das Restaurant zu bringen hatte, diesmal den Gang abgenommen. Der Lehrling, ein wilder Junge von 15 Jahren, hatte sich beim Treppenhinunterspringen den Fuß verstaucht und mußte nachhause geschafft werden. Von den übrigen Lehrlingen und Markthelfern des Geschäfts war, da die Arbeitszeit längst verstrichen war, als jener Unfall passirte, keiner mehr in der Druckerei gewesen, während Fritz Lauter mit einem oder zwei anderen Sehern, einer besonders dringlichen Arbeit halber, eine Stunde länger als gewöhnlich gearbeitet hatte.

Fritzens Absicht, das Restaurant Weinhold nach Ablieferung der Korrekturen sofort wieder zu verlassen, — es war ihm viel zu elegant und, wie er vermuthete, viel zu theuer für ihn, — scheiterte an der freundlichen Einladung des alten Herrn Klose, einen Augenblick an seiner Seite Platz zu nehmen und mit ihm ein Glas Bier zu trinken.

„Mich hat heute einmal wieder ein Lichtblick des Glückes, möchte ich sagen, gestreift,“ sagte Herr Klose. „Es ist mir das seit sehr langem nicht geschehen, und da sehne ich mich denn mehr als gewöhnlich nach Gesellschaft, nach einer theilnehmenden Menschenseele. Opfern Sie einem alten, vereinsamten Menschen darum eine halbe Stunde, lieber Lauter, und schauen Sie nicht gar so finster drein, wie es seit einiger Zeit Ihre Gewohnheit zu sein scheint. Die Jugend zum mindesten sollte noch froh und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.“

Fritz setzte sich und wollte antworten, ohne sich jedoch rasch genug klar zu werden, wie er seine Bestimmtheit motiviren sollte.

Herr Klose mochte seine Verlegenheit bemerken, denn er nahm selbst wieder das Gespräch auf.

„Ich glaube gern und weiß es aus vielfacher Erfahrung, daß auch einem jungen Mann der Himmel nicht immer voller Göttern hängt. Aber wenn solch' einem Pechvogel, wie ich bin,

auf seine alten Tage noch etwas passirt, was ihn so recht von Herzen freut, so kann das jeder, dem es nicht nach Wunsch geht, als eine Mahnung betrachten, den Glauben an eine Wendung der Dinge zu seinen Gunsten nicht aufzugeben.“

„Von Herzen nehme ich theil an Ihrem Glücke, Herr Klose, gewiß,“ sagte Fritz Lauter, der wirklich für den grauhaarigen, gutmüthigen und unermüdetlich arbeitamen Mann von Anfang an lebhaftes Sympathie empfunden hatte.

„Das glaube ich,“ nickte Herr Klose, „glaube ich gern. Sie haben ein Gesicht, das nichts zeigt von den herben Linien jener Selbstsucht, die sich nur um das Wohl und Wehe der eignen Person kümmert. Darum will ich Ihnen auch erzählen von dem freilich an sich gar unbedeutenden Glückszufall, der mich heute in so gute Laune versetzt hat. Und ich will ein wenig weit aus-holen, — Sie werden wohl nicht viel des Näheren wissen von meinem schlimmen Geschick, das anfangs mit mir hoch hinaus zu wollen schien, aber es nur gethan hat, um mich desto tiefer stürzen zu können. Sehen Sie, mir lachte vom ersten Tage meines Lebens an das Glück, — Sie sehen mich ungläubig an, aber es ist doch so. Ich ward als Kind wohlhabender und sehr verständiger Eltern geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, konnte das Gymnasium und die Universität in möglichst kurzer Zeit und mit den besten Zeugnissen absolviren, und ward sofort, nachdem ich meine Examina gemacht hatte, mit einem für die damalige Zeit ausgezeichneten Gehalt als ordentlicher Gymnasial-lehrer — es war Mangel an qualifizirten Leuten — bei einem Staatsgymnasium angestellt. Ich war ein gemachter Mann, ich hatte Aussicht auf eine glänzende Karriere, träumte schon von einer Stellung als Gymnasialdirektor oder Universitätsprofessor, als Schulrath oder als vortragender Rath im Ministerium, ich schaute mich um unter den Töchtern des Landes nach einer Lebens-gefährtin und verlobte mich auch mit der schönen Tochter eines Regierungsbeamten, bei dem der Umstand, daß er sechs Töchter unter die Haube zu bringen hatte, wohl zu Gunsten des ihm an Rang noch lange nicht ebenbürtigen Gymnasiallehrers gesprochen haben mochte, — kurz, ich war so glücklich als möglich, bis — es anders wurde.“

Der alte Herr hielt inne; sein Auge hatte gesehnet, als er von dem so prächtig hoffnungsvollen Beginn seiner Lebenslauf-bahn gesprochen hatte, — jetzt umschleierte es sich wieder und seine Stimme wurde leiser, als er fortfuhr:

„Wir schrieben die verhängnißvollen Jahre 48 und 49; der

Windhauch der Revolution segte durch das dürre Reißig der mannichfach vermorschten Staats- und Gesellschaftsinstitutionen, — die Leute hofften auf einen Völkerfrühling —“ Er hielt wieder inne und strich mit der Hand langsam über die hohe Stirn.

Fritz Lauters Interesse war auf das lebhafteste angeregt: „Sie nahmen auch theil an der Revolution?“ fragte er.

Herr Klose schüttelte trübe lächelnd das graue Haupt. „Nicht im geringsten. Ich war grade sieben Jahre Lehrer, als die revolutionäre Gährung hie und da offen zutage trat. Ich war viel zu fleißig und viel zu sehr Philologe gewesen, um mich um das gegenwärtige Schicksal des Volkes, dem ich angehörte, im geringsten zu bekümmern. Was die alten Griechen und Römer erlebt, gekämpft und erlitten, wie sie politisch und sozial geworden, sich entwickelt, und wie ihre Staats- und Gemeinwesen dahingewelt und endlich elend zugrunde gegangen, das wußte ich bis in alle Details so genau als nur möglich, aber von der neuesten Geschichte des deutschen Volkes wußte ich so gut wie nichts, — mit den Befreiungskriegen von 1813 und 15 schloß das ab, was mir von den Schicksalen unserer Nation auf der Schule gelehrt worden war. Auf der Universität hatte ich von manchen meiner Kommilitonen verwegene Redensarten über politische Dinge genug zu hören bekommen. Aber ich stand gar fest unter dem mächtigen Einflusse meines weltkundigen Vaters, der mich sehr entschieden darauf hinwies, man müsse Welt und Leben, Staat und Gesellschaft erst aus eigner langjähriger Erfahrung kennen gelernt haben, um reif zu sein zu einem Urtheile über die vielverworrenen Zustände und Institutionen der Gegenwart. Als ich nun sah, wie sich beachtenswerthe Volkselemente zusammenscharten zur Vernichtung oder Umgestaltung des Bestehenden, da erschien mir die Sache meines Volkes zum erstenmal ersten Studiums werth. So begann ich denn eifrig Zeitungen zu lesen, über die ich vorher in eingebildeter Erhabenheit hinweggeschaut hatte, ich verfolgte die Broschürenliteratur des Tages, studirte staatswissenschaftliche Werke und historische Essays, welche die Geschichte des deutschen Volkes nach der Franzosenvertreibung behandelten, und wurde so zwar kein Revolutionär, kein Mensch, der Neigung gehabt hätte, sich mit der Flinte in der Hand hinter der Barricade wider die herrschende Gewalt zur Wehr zu setzen — behüte, aber ich wurde verdächtig. Der Direktor des Gymnasiums, an dem ich lehrte, fragte mich eines Tages ganz aufgeregt: „Sagen Sie mir um Gotteswillen, Kollege Klose, wie sind Sie denn zu Ihren unglücklichen revolutionären Anschauungen gekommen?“ Ich lachte. Bester Herr Direktor, erwiderte ich, darf derjenige schon ein Revolutionär genannt werden, der sich durch gewissenhaftes Studium der staatlichen Zustände und politischen Erscheinungen Gewißheit verschaffen will, daß die Revolution wirklich eine verdammenwerthe Gewaltthat ist? — Aber der gutmüthige und überaus ängstliche Direktor war nicht so leicht zu beruhigen. „Liebster Bester,“ rief er und ergriff mich bei der Hand, „daran zu zweifeln ist ja schon ein Verbrechen. Stecken Sie so rasch als möglich Ihre ganze Umfuzlettäre in's Feuer, halten Sie sich jede andere Zeitung, als die Regierungsorgane, fürderhin sorgsamst drei Schritte vom Leibe, gehen Sie jedem Hederhute ängstlich aus dem Wege, — denn ich sage Ihnen, und ich verleihe mich darauf, vom Revolutionswind wird das arme, thörichte Volk eines Tages mit Pulver und Blei kurirt, und an jenem Tage des Horns wird manches Glied des Volkskörpers beseitigt werden, das sich noch sehr lebensfähig fühlte, ja, vielleicht auch manches, das nie krank gewesen ist. Denn wie die Sonne der staatlichen Ordnung allen scheint, sowohl denen, die sich ihrer freuen, als denen, die ihrer entbehren zu können glauben, so ergießt sich der Regenschauer der Strafe wie über Ungerechte so auch über diejenigen Unvorsichtigen unter den Gerechten, welche sich in's Freie wagten, als ein Ungewitter am Himmel stand.“ Ich nahm die schöne Rede meines mir aufrichtig wohlgesinnten Vorgesetzten auf die leichte Achsel. Es war mir ja doch garnicht denkbar, wie jemanden dafür eine Strafe treffen könne, daß er sich überzeugen wollte, in welchem Grade andere, die er selber für strafwürdig zu halten nicht abgeneigt war, auch strafbar seien. Ich las also weiter oppositionelle Zeitungen und Broschüren, besuchte sogar einige male einen demokratischen Klub und Volksversammlungen, immer freilich als ganz passiver Zuhörer, und fand die Leute, welche sich da hervorthaten, viel harmloser und ungefährlicher, als ich sie mir vorgestellt hatte, ebenso wie mir manche der von ihnen geltend gemachten Forderungen, wie Pressfreiheit, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit, freie Lehre der Wissenschaft und dergleichen garnicht so übel und unparteiischer Berücksichtigung nicht

unwerth erschienen. Wenn ich diese meine Meinung offen, aber in objektiver Ruhe aussprach, hatte man anfangs, mit einziger Ausnahme meines Direktors, der von vornherein die Rolle des ängstlichen Warners beibehalten hatte, entweder still vor sich hinlächelnd genickt, mir wohl sogar verstoßen die Hand gedrückt oder mir auch ganz offen recht gegeben und von der Unvermeidlichkeit tiefgreifender politischer Neuerungen gesprochen. Als sich aber der Unmuth des Volkes hier und da in gewalthätigen Ausbrüchen Luft gemacht und Gewalt die Gewalt niedergeschlagen hatte, da war wie im Handumdrehen jede Sympathie mit den Volksbestrebungen in den besseren Kreisen der Gesellschaft verschwunden. In unserem Lande hatte sich zwar keine Spur einer blutigen Revolution bemerklich gemacht, aber die Polizei entdeckte auf einmal, daß sie es allein gewesen sei, welche einen grauenvollen Straßentamp durch ihre unermüdlige Wachsamkeit verhindert hätte. Vorbereitungen umfassendster Art zu Mord und Brand hätten auf die Gelegenheit zur Ausführung gelauert, — die Attentäter seien natürlich die Klub- und Volksversammlungsredner, und tausende von Menschen gäbe es im Lande, welche der geheimen Theilnahme der verruchten Verschwörung auf das allerdingendste verdächtig seien. Man schritt zu Verhaftungen, und mancher Familienvater, den die Seinen als Ernährer nicht entbehren konnten, wurde ohne Schonung aus ihrem Kreise gerissen und einem traurigen Schicksal in die Arme geworfen. Ich glaubte nur eine Menschenpflicht zu erfüllen, als ich mich nun an Geldsammlungen für die darbenenden Familien der von dem Zorne der Regierung Betroffenen betheiligte. Erst glaubte man ziemlich allgemein, auch da, wo man regierungstreu war bis zum Aufgeben jeder eigenen Meinung, daß die Regierung selbst die Theilnahme für die unschuldigen Frauen und Kinder der politisch Gravirten gern sähe. Bald aber sah man, daß man sich getäuscht; es fielen in Regierungskreisen harte Worte über die weicherzige Sentimentalität, welche das Verbrechen nur ermutigen könne; fast alle, die sich eifrig an dem Samariterwerk betheiligten hatten, zogen sich schon zurück, und ein Fest, welches zum besten von mittellosen, ihres Ernährers beraubten Familien stattfinden sollte, wäre, wenn ich mich der Sache nicht angenommen und zum Zeichen meiner vollkommenen Loyalität die Spitzen der Behörden dazu eingeladen hätte, total in's Wasser gefallen. So fand dann das Fest statt, aber unter schwacher Betheiligung; dafür war jedoch der Herr Polizeidirektor mit einem ganzen Generalstab von Beamten erschienen, um mit ihnen die Ehrenplätze an der Tafel einzunehmen. Nachdem ich in einer ungeheuer zahmen Rede den Zweck des Festes hervorgehoben und betont hatte, daß es sich nur darum handle, solche Menschen vor der Bitterkeit der materiellen Noth zu bewahren zu helfen, deren persönliche Unschuld in politischer Beziehung außer allem Zweifel stehe; daß ich der Meinung wäre, da, wo die Strenge des Gesetzes die Schuldigen trafe, die Barmherzigkeit der Nächstenliebe dafür zu sorgen hätte, daß nicht Unschuldige von den Schuldigen in Mitleidenschaft gerissen würden, — da erhob sich der Herr Polizeidirektor zu einer donnernden Entgegnung. Er wolle zu Gunsten der Festarrangeure hoffen, daß ich wirklich ganz und voll ihre Absichten enthüllt hätte, obwohl es ihm schwer falle, das zu glauben; jedenfalls aber stände fest, daß es eine Vermessenheit sei, den Rathschlüssen der Vorsehung und den Maßnahmen der von Gott gesetzten Obrigkeit in der Weise, wie wir es gethan, vorzugreifen. Das sei besonders deswegen der Fall, weil es sich hier nicht um die harmlose Unterstützung gänzlich unverschuldeter in's Unglück gerathener Menschen handle. Das demokratische Gift wirke ansteckend, die Frauen von Umstürzeln zeigten und pflegten fast immer dieselbe verbrecherische Neigung. Diese angeblich unschuldigen Demokratenkinder seien die Drachensaat zukünftiger Revolutionsschneßlichkeiten. Fasse sie das Schicksal mit harter Hand an, so habe die Vorsehung den Zweck, sie durch Nacht zum Licht, durch Noth und Kummer zur Gnade, zur richtigen Erkenntniß und zur Demuth zu führen. Die Organe der Regierung seien gewiß von höchster Humanität erfüllt, aber kurzsichtige und schwächliche Weichherzigkeit sei ihre Sache nicht und dürfe bei ihnen weder auf Entgegenkommen, noch auf Toleranz rechnen. Deswegen verbiete er, der Polizeidirektor, hiermit die beabsichtigten Geldsammlungen, und hoffe, von Zusammenkünften, wie die heutige, nichts mehr zu hören; denn ihr Erfolg sei und bleibe, trotz aller Beschwönigung: daß das Feuer der Revolution unter der Asche der staatlichen Gegenmaßregeln geschürt werde. Er setze voraus, daß wir das alle einsehen und mit ihm in den Ruf einstimmen würden: Nieder mit allem, was mit den demokratischen Staatsfeinden in Verbindung

steht, nieder mit ihnen, keine Gnade, keine Unterstützung, gleichviel, ob Männer oder Frauen, Greise oder Kinder in Betracht kommen! — Die Garde, welche sich der Polizeidirektor mitgebracht hatte, schrie: Nieder mit ihnen, nieder! Zweidrittel der Festtheilnehmer hatten sich, während der gestrenge Herr seine Flammworte heraussprudelte, still davongemacht, der Rest drängte sich zu dem gesüchteten Redner und versicherte ihn, daß alle ganz und gar seiner Ansicht wären. Nur ich war stumm und starr sitzen geblieben — ich war wie versteinert über das, was ich soeben erlebt; dann aber, als ich mitansehen mußte, wie sich alle die, welche noch kurz vorher ganz meiner Ansicht gewesen, welche, meist in viel weniger abhängiger Lebensstellung als ich, mir tausendmal betheuert hatten, sie würden sich von dem reaktionären Wind, der von oben her wehte, nie und nimmer beeinflussen lassen; wie diese Leute jetzt auf einmal in kriechender Demuth erstarrten, wie sie ihre Ueberzeugung schüde verleugneten vor dem Manne der Macht, wie sie das Recht zu verleugnen und die Unschuld zu verrathen bereit waren, — da kam ein ungeheurer Zorn über mich. Ich sprang auf, ergriff mein gefülltes Weinglas, schleuderte es in weitem Bogen an die Wand, daß es in unzählige Splitter zersplitterte und der rothe Wein wie Blut aus offener Wunde an der hellen Tapete hinauf- und herniederschloß, und donnerte mit grimmerfüllter Stimme in den Saal hinein, nach dem Polizeidirektor hinüber: Nein und ewiglich nein! Leben sollen sie, die Hüßsbedürftigen, die Unschuldigen, die um fremder, noch dazu zweifelhafter, unbewiesener Schuld willen Verlassenen und Verfolgten, und ein Barbar der, der sie der Noth hilflos zu überantworten vermag, ein Feigling jeder, der sich von ihnen wendet, der herrschenden Gewalt, der obliegenden Partei zuliebe! Diesen Worten folgte eine Szene unbeschreiblicher Verwirrung; die meisten der Festtheilnehmer starrten stumm, bleich und entsetzt, als ob ich ein todeswürdiges Verbrechen begangen hätte, nach mir hin, die Polizisten aber drangen auf mich ein, ein paar rissen sogar ihre Degen aus der Scheide und hätten mich vielleicht gespießt, wenn nicht die mächtige Gestalt des Polizeidirektors zwischen sie und mich gesprungen und meinen Leib vor den scharfen Klängen geschützt hätte. „Halt!“ rief er. „Zurück von dem Manne, der strengsten Strafe wird er nicht entgehen. Sie sind arretirt, verhaftet als Aufwieglers, wegen Aufreizung gegen die Staatsgewalt. — Sie sind ein Hochverräther und sollen es büßen!“ Ich wurde abgeführt.“

Herr Klose holte tief Athem und schwieg. Frey schaute so erregt, als ob er die ungemein lebendig, mit heftiger, beinahe lauter Stimme geschilderte Szene eben selber mit erlebt, auf ihn hin; er wagte kaum zu atmen, viel weniger ein Wort zu sprechen. Nach einer Weile hub der Erzähler leise und traurig wieder an:

„Mein Glück war treulos wie meine Freunde. Jeder Tag im Gefängniß bewies mir immer von neuem so recht herzbrechend erbarmungslos, daß ich nun allein war — ganz allein in der Welt. Von meinem Vater, dessen Wesen sich stets streng und kalt gezeigt hatte, der nichts für ein größeres Verbrechen hielt, als wenn man auch nur einen Augenblick dem Gefühl die Oberhand gewährte über den Verstand, dem er vor allem die Aufgabe zuwies, bei allem, was man sagen und thun wolle, vorher klüglig Zeit und Umstände in Erwägung zu ziehen, — von meinem Vater erhielt ich einen Brief, voll der bittersten Vorwürfe ob der Schande, die ich auf sein unbescholtenes Haupt gehäuft hätte. Er wünschte zu sterben, recht bald zu sterben, damit er den Sohn, der im Gefängniß gewesen, der sich wider die Obrigkeit erhoben, welcher er eine ehrenvolle Existenz zu danken hätte, nimmer wiederzusehen brauche. Der Vater meiner Braut sandte mir, ohne eine Silbe hinzuzufügen, den Verlobungsring zurück, mit welchem ich in der glücklichsten Stunde meines Lebens die Hand seiner Tochter hatte schmücken dürfen. Diese, an deren Seite ich mir ein ganzes, langes Leben voller Seligkeit erträumt hatte, schrieb mir ein paar Tage darauf, ohne Anrede und Unterschrift und das Du verleugnend, das mir dereinst als die süßeste Bürgschaft dauernden Glückes erschienen: „Gott verzeihe Ihnen die Sünde, die Sie an mir und meinen Eltern begangen haben, er bewahre mich in Gnaden davor, Ihnen je wieder zu begegnen auf meinem, durch Sie trostlos verödeten Lebenspfade, und führe Sie auf die Bahn der Reue und Buße. Ich werde beten, daß Ihre unmadhete Seele nicht auch für die Ewigkeit verloren gehen möge!“

Jetzt konnte Frey lauter seine Theilnahme, sein Entsetzen über das, was ihm der alte Herr erzählte, nicht länger zurückhalten.

„Aber ist denn das möglich, Herr Klose?“ rief er so laut, daß die Zunächststehenden, denen die beiden schon längst aufgefallen,

neugierig nach ihnen hinschauten. „Ist denn so viel Harttherzigkeit und Treulosigkeit wirklich denkbar in der Welt?“

„Nicht nur denkbar, lieber junger Freund, sondern auch wirklich, so recht handfest wirklich, das kann ich Sie versichern,“ nickte der alte Herr. „Ja, es ist noch viel mehr an mir wirklich geworden, — hören Sie nur weiter. Man hielt mich dreizehn Monate in Untersuchungshaft, — ich sollte mit aller Gewalt an einer Verschwörung zum Zweck der Vertreibung oder gar der Ermordung unseres Fürsten theilgenommen haben. Es fanden sich Leute, die mich nächtllicherweile im Stadtpark und verdächtig züchelnd mit den vernünftigen Demokraten gesehen haben wollten; ich sollte Rechenschaft geben von jeder Stunde meines Lebens, von jedem Briefe, den ich empfangen und abgeendet, über jedes Wort, das ich gesprochen, gleichviel, ob auf dem Katheder oder beim Glase Wein im vertrautesten Freundeskreise. Endlich wurde die Untersuchung auf Theilnahme an der Vorbereitung zum Hochverrath wegen Mangels an Beweisen eingestellt und ich nur wegen öffentlicher Aufreizung zum Haß wider die Staatsregierung und wegen grober persönlicher Beleidigung eines in Ausübung seiner Amtsbefugnisse begriffenen hohen Beamten vor Gericht gestellt und unter Annahme milderer Umstände“ — die Stimme des Herrn Klose zitterte ein wenig, als er nach kurzem Athemholen fortfuhr, — „unter Annahme milderer Umstände zu nur zwei Jahren Gefängniß verurtheilt.“

„Zwei Jahre Gefängniß,“ mußte Frey wieder dazwischen rufen, „das war ja furchtbar hart. Und über ein Jahr in Untersuchung — drei Jahre im Gefängniß — wie konnte das ein Mann, dem es vorher so gut gegangen war, nur ertragen?“

„Danach fragte die Gerechtigkeit freilich nicht; ich sollte ja auch bestraft werden für meine verbrecherischen Handlungen und Gefinnungen. Und wenn ich berücksichtigt, daß man mich wirklich als einen der verdammenswerthesten Verbrecher betrachtete, so muß ich gestehen, daß man in der That noch milde genug mit mir verfuhr; nachdem ich ein halbes Jahr meiner Strafe im Landesgefängniß verbüßt, Büchtlingskleidung getragen hatte und Haar und Bart geschoren, mit Du angeredet worden war und im Nähen von Leinwandstücken eine erstaunliche Fertigkeit erlangt hatte, wurde mir auf Verwendung jenes Unglückspropheten, meines alten, ängstlichen, braven Direktors, die Verbüßung des übrigen Theils meiner Strafe auf der Festung gestattet. Dort durfte ich wieder meine eigne Kleidung anlegen und das Haar wachsen lassen, durfte täglich zwei Stunden auf den Festungswällen spaziren gehen und mich nach Belieben geistig beschäftigen. Das kam über mich, den ganz Verzweifelten, wie eine Erlösung, umsomehr, als es mir gelang, das Wohlwollen des Festungskommandanten, des alten Obersten von B. zu erobern. Freilich wurde mir dieses Wohlwollen mitunter peinlich genug, z. B. wenn mir der schmaubartige und natürlich nicht den leisesten Widerspruch duldende Alte in längerer, ungeheurer derber Auseinandersetzung, daß ich eigentlich gar kein so gefährlicher demokratischer Schuft wäre, als man nach meiner Handlungsweise mit Recht hätte schließen müssen, sondern daß ich nur ein gutmüthiger, gottverdammter Esel gewesen, der überall seine Nase dabei haben, alles besser wissen und der größten Hallunkenbrut aus übergeschnappter Gutmüthigkeit beistehen wollte, und daß ich dem Herzogott danken könnte für seine Langmuth, die einzig und allein an der gnädigen Strafe für meine gottsträfliche Naseweisheit schuld sei. Noch viel schlimmer war mir zu Muthe, als er mich zu den beiden Vätern, die er im Winter den Offizieren seiner Garnison gab, als Klavierspieler zu befehlen die besondere Gnade hatte. Er präsentirte mich seinen Gästen mit demselben Partgefühl, wie ein Kunstreiter sein Schulpferd vorführt. „Hier, meine Herren, das ist der Klose; im Grunde ein guter Kerl, aber weil er nicht Soldat gewesen ist und Ordre pariren und's Maulhalten gelernt hat, zum Sträfling herabgesunken. Jetzt fängt er wieder an, sich zu einem vernünftigen Unterthanen auszubilden und aufzurappeln. Hat er mir zu danken, — nicht wahr, Klose?“ — Zu Befehl, Herr Oberst! mußte ich maschinenmäßig antworten, und dabei gruben sich die Nägel meiner Finger krampfhaft in die Ballen der Hand. „Na,“ fuhr der Alte jovial fort, „brauchen sich nicht zu schämen, zur Besserung ist's nie zu spät. Ja, sehen Sie,“ wandte er sich zum Schluß solcher Vorstellung an seine Gäste, „so ein verfluchtes Kerlchen muß man zu behandeln verstehen, ich hätte sein Direktor sein sollen — ich, — war nämlich Schulmeister —, hätte ihm sein Maul mit dem Lineal vernagelt, wenn er auch nur eine einzige aufrührerische Silbe vorgebracht. Gemüthlich, aber stramm, das ist meine Parole. Das ist gut so, — nicht wahr, meine

Herrn? Na, geh Er, Klose, mache Er seinen musikalischen Spektakel brav, wie sich's gehört, dann setzt's ein Glas Wein."

„Und das mußten Sie Sich gefallen lassen, Herr Klose, obgleich Sie doch rein garnichts Böses gethan?“

Herr Klose lächelte schmerzlich. „Der Begriff von gut und böse steht leider nicht so fest, daß der Sturm machtgekrönter Willkür nicht sein übermüthiges Spiel damit treiben könnte. Ich

war, und Sie, lieber Lauter, werde ich sicherlich auch nicht heiterer gestimmt haben; lassen Sie mich daher abbrechen. Ich erzähle Ihnen, falls Sie das trostlose Schicksal eines vor der Zeit altgewordenen Menschen wirklich zu interessieren vermag, ein andermal mehr von meinen Schicksalen. Für heute nur noch das, wozu ich Ihnen eigentlich durch den Hinweis auf das Unglück meiner Vergangenheit nur die Einleitung geben wollte.“

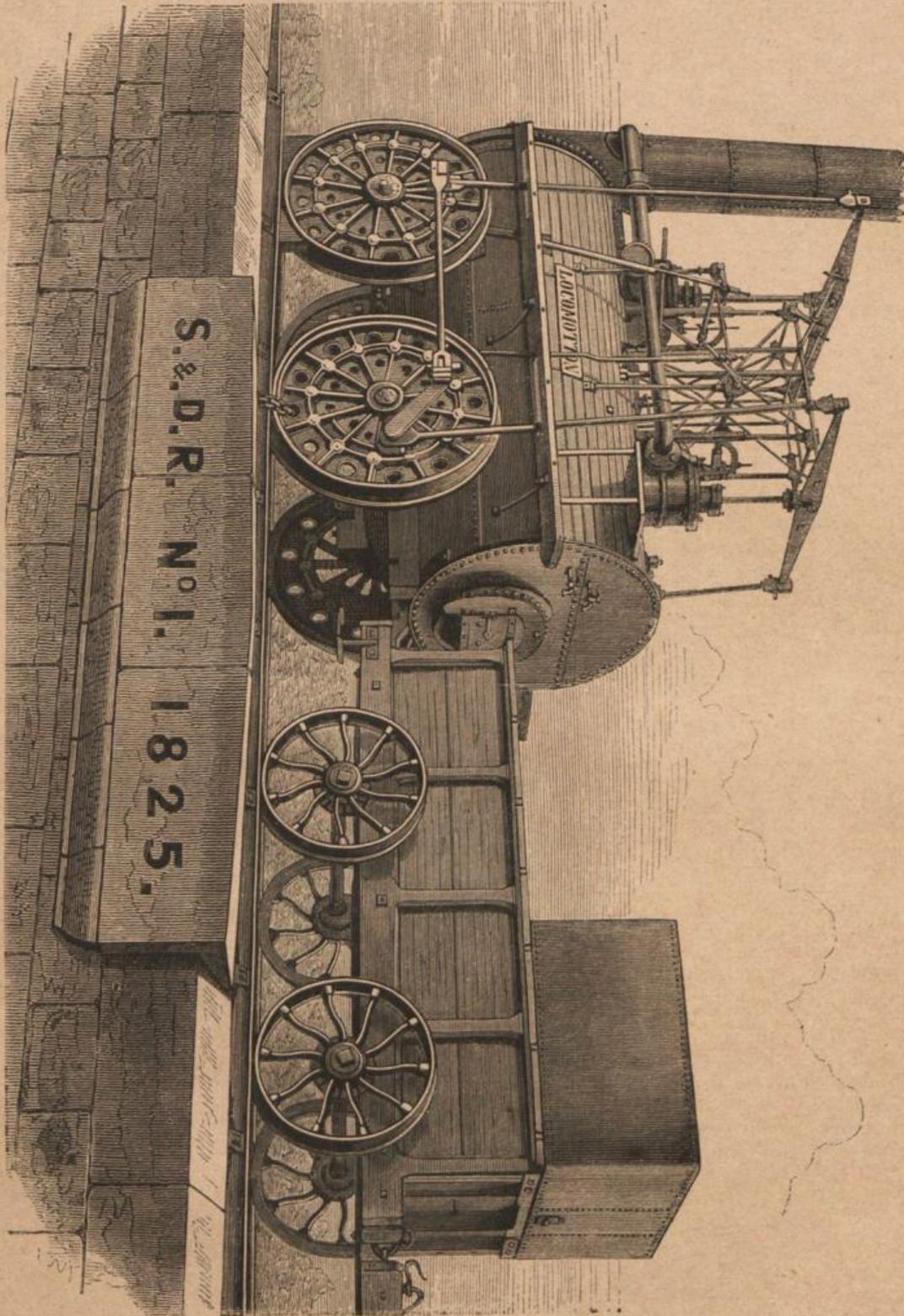
Der alte Herr fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, als wenn er die trüben Bilder, die aus seinem Gedächtniß emporgetaucht waren, so rasch als nur möglich verschweigen wollte.

„Sie wissen, lieber Lauter,“ fuhr er fort, „das Brot eines Korrektors ist kein leicht und angenehm zu verdienendes. Besonders günstige Ausnahmefälle abgerechnet, gehört dazu eine, je länger man sie treibt, desto trostlosere Arbeit, welche ganz allgemein sehr kärglich bezahlt wird. Ich wäre auch nicht Korrektor geblieben, wenn ich sonst meinen Lebensunterhalt gefunden hätte. Ich habe natürlich alles mögliche andere versucht, alles aber ohne dauernden Erfolg; ich ertheilte Privatunterricht, zunächst in denjenigen Fächern, welche meinem Berufe am nächsten gelegen hatten, in den alten Sprachen, in Literatur und Geschichte; später in allem Möglichen. Ich ertheilte ihn, d. h. eigentlich, ich wollte ihn ertheilen, denn, wo ich auch anklopfte, fand ich verschlossene Thüren. Wer hätte dem entlassenen Sträfling die Erziehung seiner Kinder anvertrauen mögen? Es war ja die Zeit der ärgsten politischen Reaktion — wer hätte da eine freiere, eine humanere Gesinnung öffentlich bethätigen mögen oder dürfen? Ich versuchte zu schriftstellern — im wesentlichen mit dem gleichen Mißerfolg. Für größere Arbeiten fand ich keinen Verleger, bei Zeitungen wagte man mich nicht anzustellen, und als Reporter konnte ich mich todts laufen und Tag und Nacht herumspioniren, um für die paar Zeilen, die von meinen Berichten dem Redaktionsrothstift nicht zum

Opfer fielen, je 3 Piennige als Honorar einzuheimsen. Da fing ich an, Druckwerke zu korrigiren, und nachdem ich das etliche Jahre getrieben und Gandersberg mir einen recht herzlich geringen, aber immerhin doch festen Gehalt als Korrektor angeboten hatte, gab es für mich nichts Besseiteres zu thun, als auf den Borischlag einzugehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Lokomotive der Eisenbahn von Stockton nach Darlington. (Seite 70.)



hatte auch vereinzelt aufjenes vermeintliche Wahrwort: „Recht muß doch Recht bleiben“ das stolze Gebäude meiner Zukunftshoffnungen gegründet, und erst als es rettungslos zertrümmert zu meinen Füßen lag, sah ich ein, daß es Flugland war, auf dem ich gebaut. Indessen — ich habe mich weithinaus in die Wüste meiner Erinnerungen verirrt und habe mir selbst dabei glücklich das bischen gute Laune geraubt, die heute über mich gekommen



Springfluth an der deutschen Nordseeküste. (Seite 71.)

Heber Fremdwörter im Deutschen.

Von W. Bittich.

(Fortsetzung.)

In den folgenden Zeilen wollen wir einmal eine kleine Musterkarte von Fremdwörtern entwerfen, die sprechendes Zeugniß ablegen mag von der Behauptung, daß fast jede Nation, mit der wir in Berührung gekommen sind, in die Schatzkammer unsrer Muttersprache Zins und Schoß abgegeben und gesteuert hat. Zugleich wählen wir auch solche, denen nicht der Stempel des Fremden erkennbar auf die Stirn geprägt ist, um bei dieser Gelegenheit gleich fanatisirten Sprachreinigern die Lust zu benehmen, ihre Radikalkuren, die in diesem Falle wahre Pferdekuren wären, anzuwenden.

Was werden die nicht grade philologisch geschulten Leser sagen, wenn sie hören, daß unser deutsches Wort Falter oder seine Nebenform Zwiefalter auf Umbildung des lateinischen Wortes für Schmetterling: *papilio*, beruht? Zeugniß legen dafür ab die mundartlichen Formen Pfeifalten und Pfeifholter. Auf das griechische *miltos*, gleich die rothe Farbe, führt die Wissenschaft zurück das deutsche Mehlthau, was uns doch so freundlich und heimlich anschaut und so vertraut an das Ohr klingt. Dem Griechischen sind ferner entnommen oder nachgebildet auch die Worte Kiste, Tisch, Plaz, Börse. Fremdwörter sind ferner: Kopf, Keller, Speicher, Schemel, Schüssel, Brief, Kelch, Del, Wein, Pech, Kreide, Koch, Mönch, Rose, Bogt und andere mehr; die Eigenschaftswörter kurz und falsch sind den lateinischen *curtus* und *falsus*, zart dem lateinischen *caritas* nachgebildet. Ebenso ist Münze lateinisch und zwar ist es abgeleitet von *Moneta*, dem Beinamen der römischen Göttin Juno, bei deren Tempel in Rom sich die Staatsmünzanstalt befand. Abenteuer und Felleisen, fein und rund sind französischen Ursprungs; die deutschen Wörter Fahne, Vube, Frucht, Rad, Witwe sind gebildet aus den lateinischen *pannus* (gleich Tuch), *papus*, *fructus*, *rota*, *vidua*. Faß kommt nach Wackernagel nicht von dem deutschen Zeitwort fassen, sondern von *vas*, lat., gleich Gefäß, Flasche von dem zugehörigen Verkleinerungswort *vasculum*. Ein allgemein verbreitetes deutsches Sprüchwort sagt: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz“, nicht so bekannt dürfte aber sein, daß unser Eigenschaftswort stolz aus dem lateinischen *stultus* gebildet ist, welches dumm bedeutet! Kahl und gelb sind gleich lateinisch *calvus* und *gilvus*. Die deutschen Zeitwörter pflücken, rollen, trachten, dichten, laben, tilgen, lochen, mischen, kosten, verdammen, murmeln, prägen, dauern, umzingeln sind entsprechend den lateinischen *pillucare*, gleich Haare ausraufen, *rotulare*, *tractare*, *dicere*, *lavare*, *delere*, *coquere*, *miscere*, *constare*, *damnare*, *murmurare*, *probare*, *durare*, *ingere*; ebenso sind dem Lateinischen entnommen: ordnen, kaufen, impfen, pflöpfen, plagen, preisen und tünchen. Der deutsche Teufel ist der griechische *diabolos*, der Verleumder, der übrigens auch in der Form *Iblis* Eingang gefunden hat in die mohamedanischen Religionsbücher. Murrelthier ist eine Umbildung von *mus montanus*, was lateinisch ist und Bergmaus bedeutet; das Murrelthier murrelt bekanntermaßen garnicht, sondern pfeift! Meerkrake hat mit Meer und Krake nichts gemein, sondern ist eine Umdeutschung von dem Sanskritwort *markata*, welches Affe bedeutet. Vönhase, ein Wort, welches, ebenso wie Psuher, dazu gebraucht wird, einen zu bezeichnen, der ein Handwerk nicht „nach den Regeln der Kunst“, nicht zunftgemäß betreibt, will man auf das griechische *banausos* zurückführen, welches ein verächtlicher Ausdruck für „niederer Arbeiter“ war bei den Griechen, die ja alle Arbeit für des freien Mannes unwürdig erklärten. Sicher aber ist griechisch unser Estrich, von *ostrakokonia*, d. i. aus zer schlagenen Scherben bereiteter Boden, von *ostrakon*, was Scherbe bedeutet; in den sogenannten homerischen Hymnen (Götterlobgefangen) kommt dieses letztere Wort zum erstenmal nachweislich vor und bedeutet die Schale von Krebsen oder Schilkröten, und eine andere Ableitung desselben Wortstammes, *ostreon*, ist uns deshalb interessant, weil daraus das deutsche Wort Auster entstand. — Da wir einmal bei dem Griechischen sind: wer sieht dem guten Eichhorn seine griechische Abstammung an? Hüpf es doch allem Anschein nach so sicher auf der auch jetzt noch oft als deutscher Baum verschrieenen Eiche herum, daß man nicht gern dieses Wort als Fremdwort erklärt sehen möchte! Und

nichtsdestoweniger ist es das griechische *skiuros*, welches ein Grab- oder Nagethier bezeichnet. Wir fügen der Deutlichkeit halber und beispielsweise die zu vergleichenden Wortformen aus verwandten Sprachen bei, die es auch dem Griechischen nachbildeten. Im Lateinischen haben wir die Formen *sciurus* und *sciuralus*, romanisch *esquirol*, *escurol*, neufranzösisch *esquireuil*, englisch *squirrel*, angelsächsisch *aevern*, schwedisch *iekorn*, welsch' letztere Form dem deutschen Eichhorn lautlich am nächsten steht. Nicht weniger überraschend dürfte den Lesern die Entwicklung des Fremdwortes Pferd sein. Dieses ist eine Verstümmelung des barbarisch-lateinischen Wortes *paraveredrus*, dessen erster Bestandtheil die griechische Präposition (Verhältnißwort) *para* (gleich neben) ist; *veredrus* ist selbst wieder zusammengesetzt aus dem Wortstamm, welcher im lat. *veho* (fahren) liegt, und *rhedra*, was Wagen, Fahrzeug bedeutet. Das Wort liegt in den verschiedensten Formen vor und machte in der Hauptsache folgende Wandlungen durch. *Paraveredrus*, *paraveredrus*, *paravredrus* neben *parafredrus*, *paredrus*, *paledrus*, *parafridus*, *palafridus* (französisch *palefroit*), *palafreanus* (italienisch *palafreno*). Nach diesen ganz lateinischen Formen kamen die schon mehr deutschen *parafrid*, *parfrit* oder *farfrit*, *phärfrit* noch im 13., und *pfert* noch im 14. Jahrhundert, neben denen aber schon im 12. Jahrhundert *pherit* und *pfert* aufkamen, woraus denn endlich Pferd wurde! Ursprünglich bedeutet dieses Wort in der Sprache des römischen Kaiserrechts ein kaiserliches Postpferd, welches auf Nebenstraßen (*para!* siehe oben) seinen Dienst versieht, dann bezeichnet es jedes Pferd im Gegensatz zum Streitross, und endlich wird das Wort Pferd ohne jede Einschränkung der Bedeutung gebraucht.

Lärm ist der italienische Ruf *all' arme*, *alle arme*, gleich zu den Waffen, aus dem zunächst *Allarm* ward, das *l* ward nicht mehr als Artikel (Geschlechtswort) empfunden und blieb in der folgenden Gestalt *Lärm* mit dem Hauptwort verbunden, als wenn es zum Wortstamm gehörte. Italienisch ist ferner *Spende*, von *spendere*, und das dem entsprechende italienische Hauptwort *spesa* haben wir später auch noch in den kaufmännischen Spenen übernommen. *Unschlitt* ist gleich *unguento*, *Salbe*, *Kartoffel* und *Trüffel* sind zwei verschiedene Formen des italienischen *tartufo*, von *tartufo*, was aus dem lateinischen *terrae tuber*, gleich Erdknolle, entstanden ist.

Auch slavische Sprachelemente finden sich in genügender Menge im Deutschen. *Petschaft* ist dem Böhmischem entnommen wie *Liste*, gleich das Verzeichniß, was im Böhmischem *Blatt* (sowohl des Baumes als des Buches) bedeutet; der *Strahl* ist slavisch *strela*, russisch *strzela*, Arbeit kommt vom slavischen *rabota*. *Laune* ist finnischen Ursprungs, *Kassiller* (nicht *Caviller*!) kommt nach Wackernagel von dem samojedischen *kafariema*, gleich abreißen (doch vergleiche Grimms Wörterbuch unter *Gefille*). *Degen* kommt aus derselben Sprache, und zwar heißt *tagai* soviel wie *Messer*.

Als merkwürdig heben wir noch hervor, daß *Sack* hebräisch ist, *Laute* arabisch; *Hängematte* hat nichts mit *Matte* und *hängen* zu thun, sondern ist das ungebildete holländische *hangmae*, was spanisch *hawaca* und französisch *hamac* lautet. *Zinn* ist nach Humboldt (Kosmos) malaiisch, in seiner Heimath lautet das Wort *timah*; und *Tombak* ist das malaiische *tambaga*, was *Kupfer* bedeutet.

Nur um nicht einformig und langweilig zu werden, schließen wir diese Uebersicht von deutschen Fremdwörtern, die wir noch bedeutend vermehren könnten. Wird nun, fragen wir, angeichts dieser wissenschaftlich festgestellten Thatfachen jemand im Ernste wagen, grundsätzlich alles Fremde aus der deutschen Sprache hinauszuerwerfen? Wird er nicht Gefahr laufen, nur einen arm- und beinlosen, verstümmelten Rumpf übrig zu lassen, der weder gehen noch stehen, weder leben noch sterben kann? Eine Radikalur ist offenbar ganz unmöglich, das dürfte sich aus dem Vorgeführten wohl ganz unzweifelhaft ergeben.

Wem das aber schmerzlich sein sollte, den verweisen wir darauf, daß es anderen Völkern mit ihren Sprachen ganz ebenso geht. In allen Zeiten und in den Sprachen aller Völker, die wir zu studiren Gelegenheit haben, bemerken wir Sprachmischung, Uebersetzung, Entlehnung. Seit Alexander dem Großen gingen in das

Syrische und Chaldäische mit der Verbreitung der griechischen Sprache durch Vorderasien in immer größerer Menge griechische Wörter über; lateinische, trotz der römischen Weltherrschaft, soweit man das bis jetzt beobachtet hat, nur wenn sie vorher bereits in das Griechische gebrungen waren. Einige von diesen gelangten sodann mit syrischen Fremdwörtern zu den Arabern, und wenn Muhamed betet: „Führe uns die rechte Straße, die Straße derer, denen du gnädig bist!“ — so bedient er sich im Worte *strata* desselben aus dem lateinischen *strata* stammenden Wortes, wie wir Deutschen in dem Worte *Straße*, das eigentlich den mit Steinen belegten und gebahnten Weg bezeichnet. Durch die Erfolge des Islam wurden Sprachen verschiedenster Ursprungs in Asien und Afrika, weniger in Europa, mit arabischen Wörtern übersüht. Nachdem das Persische dieselben massenhaft in sich aufgenommen hatte, drang es selber mit so großer Gewalt in das Türkische, daß dessen Wortschatz nun förmlich aus drei verschiedenen Klassen besteht. Griechische Wörter und arabische Kunstausdrücke sind im Sanskrit, der alten Sprache der Indier, in beträchtlicher Anzahl nachgewiesen worden; für ersteres nennen wir die viel angeführten Beispiele: das griechische *alopez*, der Fuchs, welches indisch umgebildet *lopaka*, und *kontron*, der Mittelpunkt, welches *kendra* lautet. Wörter aus dem Sanskrit und seinen Dialekten Prakrit und Pali finden sich im Tibetischen, Chinesischen, Birmanischen, ja, in den Sprachen der Südseeinsulaner. Das Chinesische sehen wir in Japan die einheimische Sprache überwuchern, in Tibet in geringerem Grade. Der Kaiser Kien-lung ließ im Jahre 1771 ein Wörterbuch der Mandchusprache ausgeben mit 5000 Wörtern, welche eingedrungene chinesische ersetzen sollten; dazu ward ein Gesetz erlassen des Inhalts, daß jeder, der im Geschäftsverkehr ein solches verpöndtes Wort schrieb, namentlich wenn es Gegenstände des täglichen Gebrauchs bezeichnete, sogar körperlicher Züchtigung als Strafe gewärtig zu sein hätte. Was dem gut national gesinnten Kaiser dieser Ukaß genützt hat, wissen wir nicht, wir glauben, nicht viel.

III.

Im zweiten Abschnitt hatten wir die Geschichte unsrer deutschen Sprache in kurzen Zügen gezeichnet und bis zur Neuzeit heraufgeführt. Wir hatten hingewiesen auf den besonders in neuester Zeit stark auftretenden Zug der Internationalität im Geistesleben, andererseits auf das früh auftretende, verächtliche Herablicken auf das Einheimische bei deutschen Vornehmen und Gelehrten. Die Klage über die angebliche Unfügsamkeit der deutschen Sprache klingt uns auch in der Literatur entgegen von Diefried bis Goethe, und es würde uns leicht sein, hierfür Zeugnisse zu häufen.

Jetzt wollen wir eine Epoche in's Auge fassen, die wir im obgedachten zweiten Abschnitt eben auch nur andeuten konnten, die aber für unsern Gegenstand äußerst wichtig ist: nämlich das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges und die derzeitige Literatur, die weniger poetisch Werthvolles, als sprachgeschichtlich Wichtiges bietet, was namentlich unsern Gegenstand berührt.

In jener trüben Zeit, da eine zügellose Soldateska, welche sich aus dem Abhub fast aller Nationen rekrutierte, mit Mord, Brand und Plünderung im Lande umzog, wo der zum Räuber entartete Landsknecht seine Orgien auf deutschem Boden feierte, in jener Zeit der tiefsten Erniedrigung und Schmach, in welche der Deutsche, namentlich der Volksfreund, nur mit größtem Kummer und unsäglichem Weh zurückblicken vermag, — in jener Zeit geschah auch der deutschen Sprache die ärgste Gewalt. Dieses allgemeine Stillsichsein der Völker, bei dem auf deutschem Grund und Boden Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, Schottländer, Schweden, Norweger und auch wohl slavische Elemente ihr unheilvolles Wesen trieben, wo die deutschen Gauen widerhallten von einem Gewirr verschiedener Sprachen, welches vielleicht nur mit jenem ersten Pfingstfest der schon stark mit fagenhaften Zügen ausgeschmückten Geschichte der christlichen Kirche verglichen werden kann, bei dem Parther, Meder, Elamiter, die Bewohner von Judäa, Mesopotamien, Kappadozien, Pontus und Asien, von Phrygien, Aegypten, von den Enden der Lybien bei Cyrene, Kreter und Araber zusammentamen, — in dieser Zeit bewährte die deutsche Sprache ihre unverwundliche Lebenskraft: wenn sie auch viel erleiden mußte und unzählige fremde Körper in ihren Leib eingesprengt wurden, veränderte sie drum doch den innersten Kern ihres Wesens nicht: sie überdauerte die gewaltige Sturmfluth!

Die Gelehrten sprachen und schrieben in ihren Verhandlungen, in ihren Veröffentlichungen und Briefen, die ja leider nur für die Standes- und Berufsgenossen berechnet waren, lateinisch; selbst die deutsche Muse trat in dem lateinischen Gewand auf, welches in Schnitt und Fassung gestaltet war nach dem Muster der lateinischen Autoren der verfallenden Literatur des in Despotie ausartenden römischen Kaiserreiches, welches immer mehr einem Scherbenberg und Kehrriethausen ähnelte. Die Sprache des Rechts und der Gesetzgebung war die lateinische, lateinisch waren in der Mehrzahl die Gebete und Predigten, welche in den Kirchen und auf den Straßen wiederhallten, nachdem die blutige kaiserlich-katholische Restauration und Gegenreformation die demokratischen Errungenschaften des Protestantismus zunichte gemacht hatte, der seine praktisch politischen, fortschrittlichen Strebungen verleugnete und die Ernst machenden Theile des Volkes nicht nur im Stiche ließ, sondern sie selbst grimmig anfeindete. Im J. 1558 hatte ein venetianischer Gesandter die Katholiken Deutschlands auf den zehnten Theil des Gesamtvolkes veranschlagt, zur Zeit des Westphälischen Friedens hatte der seiner Aufgabe untreu gewordene Protestantismus über die Hälfte seines Machtkreises und seiner räumlichen Ausdehnung verloren.

Die Sprache der Diplomatie war neben der Sprache Italiens, welches durch seine ränkevollen Geschäftsträger diese Kunst der Lüge erfunden und in ein System gebracht hatte, das Französische, das mit Geschick das Gewebe da fortsetzte, wo es die Italiener hatten stehen lassen.

Die Kriegskunst, in der italienische Condottieri eine große Rolle spielten, brachte eine Unmasse fremder, meist romanischer Worte und Wendungen mit sich.

Ein neues Element, welches mithilft, die deutsche Zunge zu verderben, tritt jetzt in's Leben. Die fliegenden Blätter und „neuen Bittungen“ verwandeln sich allgemach in regelmäßig wiederkehrende Zeitungen. Berichte über die einzelnen Szenen des tollen Herensabbaths, der sich blutig auf deutscher Erde abspielte, füllten diese Blätter, und jene Fremdworte der Diplomatie und der romanischen Kriegskunst wurden durch sie gefestigt und in aller Leute Mund gebracht: sie wurden allgemein umlaufende Münze. In einem Werke jener Tage wird ein Buch besprochen, betitelt „Der Sprachverderber“, und von ihm gesagt, daß es „nicht ohne Bruch auch über die Zeitungs-Schreiber entrüstet sei, daß sie so ungezwungen und ungetrunken die teutsche Sprach muthwilliger weiß verderben. Dann, lieber, wem schreiben sie die Zeitungen zu lesen? Nicht den Franzosen, dann sie das Teutsche, so darinnen, in ihrer Sprach nit leiden, massen ihnen alle Zeitungen ganz französisch seyn müssen; nicht den Italiänern, nicht den Spaniern: sondern es geschieht dem ehrlichen Teutschen zu lieb. Aber was ist das, da so viel Französisch, Italiänisch, Spanisch darinnen, daß solches kein Teutscher verstehen kan, und ist gewiß, welcher nicht auch in Französischem oder Italiänischem weiß, daß derselbe kein Zeitung Verstehen kan.“

Die Hauptsturmfluth der Fremdwörterüberschwemmung kam von Frankreich her. Dessen lange aufrecht erhaltene politische Uebermacht, das hohe Ansehen seines großen Ludwig und des glänzenden verfallener Hofes waren die Hauptgründe; dazu kamen aber noch die überlegene Literatur des französischen „goldenen Zeitalters“ und die bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen großer Gelehrter, welche als Leute von gutem Geschmack mit reichem Wissen das Talent verbanden, in populärer und anmuthiger Darstellung die Ergebnisse ihrer Arbeiten vorzutragen, sodaß sie allgemein wirkten, während in Deutschland die trassete Geschmacklosigkeit herrschte, — das alles zusammen bedingte jenen ungeheuren Einfluß der französischen Kultur im allgemeinen, der französischen Sprache im besondern.

Da, wo die Bedrängniß am größten ist, macht sich natürlich auch der stärkste Gegenbruch geltend. Vor allen Dingen sind hier zu nennen die deutschen Sprachgesellschaften, wie der Palmenorden, die sich in Deutschland nach dem Muster der florentiner *Academia della crusca* bildeten, und wie diese die Reinhaltung und Pflege der nationalen Sprache sich zur Aufgabe machten. Die Mitglieder des Palmenordens sollten nach ihren Satzungen „vor allen die hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohne Einmischung fremder, ausländischer Fliedwörter, sowohl im Reden wie im Schreiben und Geschichten, auf's allerzärtlich- und deutlichste erhalten und ausüben; auch soviel möglich, insonderheit bei den Mitgesellschastern verhüten, daß diesem in keinem nicht möge zuwider gehandelt, vielmehr aber gehorsamlich nachgelebt werden.“

Der bei weitem angesehenste, aber ungeheuer überhäufte Poet des Zeitalters, Martin Opitz, trat ausdrücklich für „Reinlichkeit der deutschen Sprache, Verse und Reime“ ein. Er räumte so ziemlich gründlich auf in der Kumpfkammer der deutschen Poesie, etwas später merkte man freilich, daß er nur die leere Hude und kahle Wände zurückgelassen hatte: er war ja kein Dichter!

Ein buntes, eckiges Bild der sprachlichen Zustände gibt, zugleich mit der Absicht, dieselben zu geißeln, Andreas Gryphius in seinem Drama „Horribilicribrifax oder der schwermüde Liebhaber“, in dem der auftretende Schulmeister von Latein und Griechisch triest, der Hauptmann Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wusthausen bringt massenhaft italienische Worte und Flokeln an, der Kapitän Diribaradatumdarides Windbrecher von Tausendmord französische, und endlich ein Jude mengt unter sein manichelndes Jüdendeutsch holländisch. Den Hörern dieses Theaterstückes muß dabei angst und bange geworden sein und sie werden bei diesem Sprachallerlei sehr viel auch nicht verstanden haben.

Die romanischen Kulturen waren eben der deutschen so gewaltig überlegen, daß man blindlings alles von den Welschen zu übernehmen nicht abgeneigt gewesen wäre. Aber wie in Rom Cicero und Valerius Maximus sich scharf und schneidig gegen das Einmengen griechischer Worte kehrten, als die griechische Kultur zu

Rom dieselbe Stellung einnahm, wie später die französische zur deutschen, wie ein römischer Grammatiker dem Kaiser Tiberius, der ein Wort seiner Prägung in die lateinische Sprache eingeführt wissen wollte, vorhielt: „Man kann wohl Ausländern das Bürgerrecht ertheilen, aber nicht Worten!“ — so wendeten sich auch schon im 16. Jahrhundert wohlmeinende und gelehrte Männer gegen die Sprachmengerei, welche thatsächlich die Kluft zwischen Gebildeten und dem „ungebildeten Pöbel“ immer mehr erweitern half. Der Gebrauch von Fremdwörtern sollte ja eines der Unterscheidungsmerkmale sein, durch welche sich die Vornehmen über das Volk zu erheben trachteten.

Luther, der für Sprache und Literatur von ungeheurer Bedeutung ist, hat sich in seinen auf ein theologisch gelehrtes Publikum berechneten Schriften nicht freigehalten von Fremdwörtern; ganz anders verhält es sich aber in seiner für das ganze Volk bestimmten Bibelübersetzung, in der er die Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache auf das glänzendste bewährte, und darin steht er weit über Vorgängern und Gleichzeitigen. Aber schon Legidius Tschudi, ein Zeitgenosse Luthers und Verfasser der bekannten Schweizerchronik, sagt in seinem Werke, an einer Stelle sich gegen Fremdwörter wendend, von seinen gelehrten Zeitgenossen: „sie können mit ein linien one latinische Wort schreyben“, und knüpft daran Proben von Verdeutschungen. (Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Am 19. Oktober des genannten Jahres wurde der Dichter bei der juristischen Fakultät inskribirt. Er war an den Hofrath Böhmer, Professor an der Universität, empfohlen und bemühte sich anfangs, den ihm von diesem ertheilten Rath, seine eigenen Neigungen, die, wie gesagt, auf das Studium der schönen Wissenschaften, der Kunst und Geschichte gingen, zwar nicht völlig zurückdrängen, sich aber vor allem, dem Willen des Vaters gemäß, auf die Jurisprudenz als Hauptfach zu werfen, zu befolgen und ernstlich zu studiren; aber weder die Vorlesungen auf dem einen, noch auf dem andern Gebiete vermochten ihn zu befriedigen, selbst das Kolleg über Literaturgeschichte bei Gellert nicht, und er zog es bald vor, die akademische Freiheit in vollen Zügen zu genießen, wozu er umso mehr in der Lage war, als man zuhause nicht versäumt hatte, ihm die Taschen mit vollen Beuteln zu füllen. Für seine Stimmung während der ersten Tage seines Aufenthalts in der Universitätsstadt sind folgende Stellen aus den an einen Freund gerichteten Briefen charakteristisch.

„Leipzig, den 20. Oktober 1765, morgens um 6: Riese, guten Tag! Den 21. abends um 5: Riese, guten Abend! Ich lebe hier wie — wie — ich weiß selbst nicht recht, wie. Doch ungefähr

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit athmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Genug, stellt Euch ein Vöglein auf einem grünen Nestlein in allen seinen Freuden für, so leb' ich.“ — „Ich habe heute zwei Kollegien gehört: die Staatengeschichte bei Professor Böhmer und bei Ernesti über Ciceros Gespräch vom Redner. Nicht wahr, das ging an? Die andre Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. Gottscheden hab' ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheiratet. Eine Jgfr. Oberstlieutenantin. Ihr wißt es doch, sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schuh groß und er 7. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federfad. Ich mache hier große Figur! Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer; werd' es auch nicht. Ich brauche Kunst, um fleißig zu sei. In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazirfahrten, soviel es um diese Zeit angeht. Ha! das geht köstlich. Aber auch köstlich kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschiren zwei Louisd'or. Helft! Da ging einer. Himmel! Schon wieder ein paar Groschen sind hier, wie bei Euch Kreuzer draußen im Reiche. Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben. So hoffe ich des Jahres mit

300 Rt., was sage ich, mit 200 Rt. auszukommen. NB. Das nicht mitgerechnet, was schon zum Henter ist.“

Bedeutenden Einfluß übte die geistreiche Frau des Hofraths Böhmer auf ihn aus. Sie bemühte sich nicht bloß, ihn Anstand und seine Lebensart zu lehren, sondern auch seinen ästhetischen Geschmack zu läutern, indem sie ihm u. a. unumwunden sagte, daß seine bisherigen Arbeiten zu nichts taugten, als das Kaminfeuer damit anzumachen; und in der That hatte dieses bittere Urtheil den Erfolg, daß er sich bei nochmaligem Nachlesen von der Wahrheit desselben überzeugte und eines Abends „Poesie und Prosa, Pläne, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenherde“ verbrannte. Auch durch eine Anzahl literarisch seiner gebildeter Tischgenossen im Hause des Weinhändlers Schönkopf, in welches ihn sein um zehn Jahre älterer Landsmann und nachheriger Schwager, der damals auf der Durchreise einige Zeit in Leipzig anwesende Johann Georg Schlosser einführte, fand er mannichfache Anregungen, und verliebte sich nebenbei in Schönkopfs schöne Tochter Anna Katharina oder Käthchen, die er in „Wahrheit und Dichtung“ unter dem Namen Nemchen und Annette erwähnt. Er erwarb sich auch die Gegenneigung Käthchens, versicherte sie aber durch wiederholte tyrannische Grillen und eifersüchtige Launen, was er hinterher bereute und in wilden Zerstreuungen bei Pökal und Karten die bitteren Vorwürfe, die ihm das eigne Herz machte, zu betäuben suchte. Aber diese Mittel wollten nicht fruchten, und als er mir immer größerer Verzweiflung und Vereinsamung anheimfiel, suchte er den Trost da, wo ihn eben jeder ächte Dichter sucht und zu finden weiß: in der eigenen Brnst, indem er seine Gefühle dichterisch aussprach und in dieser Weise sanft die auf ihm ruhende Last löste. So schuf er nicht bloß eine Anzahl lyrischer Gedichte, in denen er seine Empfindungen ausströmte, sondern es entstand auch das Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten“, welches die deutlichsten Beziehungen zu seinem Verhältniß mit Käthchen Schönkopf verräth, und in welchem er u. a. in offenbarem Hinblick auf sich selbst die Worte aussprechen läßt:

„Da er kein Glend hat, will er sich Glend machen...“

Es begann also damit „diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben nicht abweichen konnte, nämlich das, was ihn ertriente oder qualte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen.“

Ein zweites Lustspiel, welches, wenigstens in seiner ersten Gestalt, während dieser Zeit entstand, sind „Die Mitschuldigen“, das erste einer Reihe von Stücken, die er nach mollière'schem

Muster zu schaffen sich vornahm, von der aber eben nur dies eine wirklich fertig wurde. Dieses Lustspiel sollte einen Einblick in die Schäden der damaligen bürgerlichen Gesellschaft gewähren, in deren tiefere Schichten er inzwischen durch seinen Umgang mit dem wunderlichen, aber auf den jungen Dichter höchst einflußreichen Hofmeister Laubrich gerathen war.

Von den weiteren Kreisen, mit denen Goethe in Leipzig Umgang pflog, seien hier vor allem noch die Familien Breitkopf und Defer genannt. Im Hause der ersteren fand namentlich seine Liebe zur Musik reiche Befriedigung, während er bei dem an zweiter Stelle genannten Manne, dem Direktor der Zeichenakademie, Gelegenheit hatte, sich in der schon vordem von ihm geübten Zeichenkunst mehr zu vervollkommen und sich überhaupt eine größere Kenntniß der bildenden Künste und einen sichereren Geschmack zu erwerben. Er nahm sogar bei dem Kupferstecher Stock Unterweisung in der Kunst des Aegens und des Holzschnitts. In seiner ästhetischen Bildung wurde er ferner auf das bedeutendste gefördert durch Lessings im Jahre 1766 erschienenen „Laokoon“ und das im folgenden Jahre veröffentlichte Lustspiel „Minna von Barnhelm“. Defer hatte ihn bereits mit den Schriften Winkelmanns bekannt gemacht und sein hohes Interesse an diesem genialen, bald darauf zu Triest ermordeten Manne zu wecken gewußt. Ueber Lessings „Laokoon“ gerieth er nun vollends in Enthusiasmus. „Man muß“ — schrieb der Dichter später — „Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das solange mißverständene: „ut pictura poesis“ (daß die Malerei zur Dichtkunst werde) war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihr Unterbau auch zusammenstoßen mochte.“ Durch den „Laokoon“ wurde er auch bewogen, eine Reise nach Dresden zu unternehmen, „um der ihm gewordenen blitzartigen Erleuchtung durch eine umfassende, großartige Anschauung zu Hilfe zu kommen“, wie ihm eine solche in der Gemäldegalerie sowohl wie in der Sammlung des Direktors von Hagedorn geboten war.

Die eine Zeitlang geführte lockere Lebensweise, das „schwere merseburger Bier“ und eine schlechte Diät hatten allmählich die Kräfte des jungen Stürmers und Drängers, denn als solcher stellt sich uns Goethe in der ersten Periode seines Lebens durch-

aus dar, merklich aufgerieben, und ein Blutsturz, der ihn in einer Sommernacht von 1768 befiel, drohte dieselben in der allergefährlichsten Weise zu schwächen. Zwar entging er der Gefahr, aber eine am Halse entstehende Geschwulst verurteilte ihn fernere Leiden, während deren ihn die allenthalben bewiesene Liebe und Zuneigung vorzüglicher Menschen und die Beschäftigung mit den griechischen Klassikern aufrichteten und eine Ruhe und Sammlung seines Geistes herbeiführten, wie er sie vorher seit langem nicht gekannt. Nichtsdestoweniger befand er sich bald darauf wieder in einem Zustande religiöser Zweifel, welcher sich ihm durch neuerliche Beschäftigung mit der Bibel mitgetheilt hatte, — „des Glaubens leer, aber vor dem Skeptizismus bange“. In dieser Gemüthsverfassung und noch immer körperlich leidend, kehrte er im September 1768, nach dreijährigem Aufenthalte in Leipzig, nach Frankfurt zurück.

Hier fand er von Seiten der Mutter und Schwester die liebevollste Pflege, während der Vater, wenigstens „so gut er konnte, den Verdruß verhehlte, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohnes, der nun promoviren und die vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien“. In seiner damaligen Stimmung war er den Einflüssen des um 26 Jahre älteren Fräuleins von Klettenberg, einer Freundin seiner Mutter, mit der er schon früher in Berührung gekommen war, und die ihn in die Irzgänge eines schwärmerischen Mystizismus hineinzuziehen suchte, zugänglich. Er ließ aus ihren Unterhaltungen und Briefen später die das sechste Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ bildenden „Bekanntnisse einer schönen Seele“ entstehen, und hatte von dem Verkehr mit ihr wenigstens den Vortheil, jene kabbalistischen und alchemistischen Geheimnisse und Künste kennen zu lernen, deren auf ihn geübte Anziehungskraft in ihm den Gedanken der schon früh geplanten Schöpfung seines „Faust“ in bedeutendem Grade stärkte. Ueberhaupt wurde ihm dadurch die Anregung zu naturwissenschaftlichen Beschäftigungen gegeben und ihm eine genauere Bekanntschaft mit der Kirchen- und Kespergeschichte vermittelt.

Seine Gesundheit befestigte sich allmählich wieder, und nachdem die eine Zeitlang gehegten Pläne, wieder nach Leipzig oder nach Paris zu gehen, fallen gelassen worden waren, bezog er auf den Rath des Vaters im Frühjahr von 1770 die Universität Straßburg. (Fortsetzung folgt.)

Henry Charles Carey*).

Sonntag den 12. Oktober dieses Jahres starb zu Philadelphia in den Vereinigten Staaten im Alter von fast 86 Jahren, Henry Charles Carey, einer der bekanntesten und einflußreichsten Nationalökonomien der Neuzeit. Er gehörte nicht zur Gelehrtenzunft.

In England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Wissenschaft mehr mit dem praktischen Leben verquickt als in Deutschland, wo sie sich nur zu sehr von dem Leben abschließt und darum leicht zur Kunst- und Fopfsgelehrsamkeit wird. In Deutschland kann man sich einen Mann der Wissenschaft nicht gut ohne Gelehrtenmittel denken: er muß zum mindesten „Doktor“ sein, womöglich aber auch „Professor“. Anders in den beiden genannten Ländern — von Frankreich gilt es weniger —, wo die bedeutendsten, bahnbrechendsten Gelehrten häufig gewöhnliche, bürgerliche Stellungen bekleiden und im Staats- oder Geschäftsleben praktisch thätig sind. Nehmen wir grade die Wissenschaft, als deren Vertreter sich Carey einen Namen, wir könnten vielleicht sagen Ruhm erworben hat: die Nationalökonomie. Der größte englische Ökonom, Ricardo, war Bankier, und der größte amerikanische Ökonom, Ricardo's Widerpart: Carey, war Buchhändler.

Der Lebenslauf Carey's ist rasch erzählt. Am 13. Dezember 1793 wurde er zu Philadelphia geboren als der Sohn eines irischen Flüchtlings, Matthew Carey, der kurz vorher aus Dublin eingewandert war und in der Hauptstadt von Pennsylvania eine Buchhandlung gegründet hatte. Der alte Carey war in guten Verhältnissen und ließ seinem Sohn eine sorgfältige Erziehung angedeihen. Schon im Jahre 1814, also erst 21 Jahr alt, trat dieser als Theilhaber in das Geschäft des Vaters ein, und entsagte in demselben eine außerordentliche praktische Tüchtigkeit. Im J. 1821, nach dem Tode des alten Matthew, übernahm er die alleinige Leitung des Geschäfts, welches durch ihn zu solcher Blüthe gebracht ward, daß er sich nach vierzehn Jahren, 1835, mit einem beträchtlichen Vermögen, welches er in industriellen Unternehmungen anlegte, aus dem eigentlichen Geschäftsleben zurückziehen konnte. Er hatte nun die solange ersehnte und erstrebte Ruhe. Schon früher hatte

er sich viel mit wirthschaftlichen Fragen beschäftigt und verschiedene Aufsätze für Zeitungen geschrieben: jetzt widmete er sich ganz der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit. Sein Leben verlief sehr ruhig. Der Poststil blieb er fern, nur an den Kämpfen auf wirthschaftlichem Gebiet betheiligte er sich. Seine Geburtsstadt hat er — wenn wir einige Reisen abrechnen — niemals verlassen; in ihr ist er auch gestorben.

Die erste größere Schrift Carey's, sein „Essay on the Rate of Wages“ (Abhandlung über die Lohnhöhe) erschien im Jahre 1837; sie polemisiert gegen die Vorlesungen des englischen Vulgar-Ökonomen Senior, eines leichten Predigers und Mißverständers der Adam Smith'schen Lehre, und greift den Satz an, daß hohe Unternehmergewinne niedere Arbeitslöhne bedingen.

Schon in dieser Schrift wandte sich Carey scharf gegen Ricardo. Das nächste Werk, welches er veröffentlichte, seine „Principles of Political Economy“ (Grundsätze der Nationalökonomie) enthält bereits mehr oder weniger vollkommen ausgebildet das, was man unter dem „Carey'schen System“ zu verstehen pflegt. Im Gegensatz zu der englischen Schule, will er den „Werth“ nicht aus der Arbeit herleiten, sondern definiert ihn als „das Maß der Macht der Natur über den Menschen“, während er die „Nützlichkeit“ als „das Maß der Macht des Menschen über die Natur“ definiert, was unzweifelhaft etwas seltsam, vielleicht sogar tiefinnig klingt, aber sicherlich keine Widerlegung der großen englischen Ökonomen ist. Auch die famose Lehre von der „Harmonie der Interessen“ und von einer „gerechten Vertheilung der Güter“ durch „Schutz der nationalen Arbeit“ findet sich in dieser Schrift schon in ihren Umrissen.

In seinem 1848 erschienenen: „The Past, the Present and the Future“ (Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) unterwirft Carey die Ricardo'sche Grundrententheorie einer eingehenden Kritik, und glaubt deren Unrichtigkeit dadurch zu beweisen, daß er sie in Widerspruch mit den amerikanischen Erfahrungen bringt. Nach Ricardo's Theorie besteht die Grundrente bekanntlich in der Differenz des Ertrags einer bestimmten Bodenqualität mit dem Ertrag der niedersten Bodenqualität, die überhaupt eine wirthschaftliche Bebauung zuläßt. Die niederste Bodenqualität liefert also keine Grundrente, und die höheren Bodenqualitäten umsomehr, je größer die Differenz.

*) Sprich henri (Heinrich) tschahrts (Karl) fährt.

Nehmen wir z. B. an, der Ertrag des Acres niederster Qualität betrüge 18 Bushel (der Bushel gleich $36\frac{1}{2}$ Liter), so würde die Grundrente von einem Acre, der 20 Bushel liefert, den Preis von zwei Bushels — von einem Acre, der 25 Bushel liefert, den Preis von sieben Bushels betragen u. s. w. Natürlich ist hierbei der Ertrag bei gleicher aufgewandter Arbeit gerechnet. Ganz nebenbei macht nun Ricardo die Bemerkung, daß das beste Land zuerst okkupirt worden sei, daß, erst wenn das beste Land erschöpft, das Land zweiter Qualität in Bebauung genommen werde u. s. w., bis die wirtschaftliche Grenze erreicht ist. An diese, wie gesagt, ganz nebensächliche Bemerkung, welche das Fundament der Theorie absolut nicht berührt, klammert Carey sich an, zeigt, daß die Ansiedler in Amerika nicht den besten und fettesten Boden, der zu dicht bewachsen oder mit Sümpfen bedeckt ist, sondern den geringeren, leichter robbaren Boden zuerst besiedeln, und daß erst später die schwerer zu bebauenden besseren und fetteren Bodenarten folgen. Das ist unzweifelhaft richtig, beweist aber durchaus nichts gegen die Ricardo'sche Theorie, ja, widerlegt, genau betrachtet, nicht einmal die erwähnte Behauptung Ricardo's, denn das „beste“ Land, welches zuerst okkupirt wird, soll nur dasjenige Land bedeuten, welches sich im Moment der Okkupation am besten zur Kultur eignet. Sumpfland, welches, nach erfolgter Drainirung und Uebarwahrung, Boden erster Qualität enthält, ist thatsächlich werthlos solange die Drainirung und Uebarwahrung noch nicht erfolgt ist. Es hat Ricardo natürlich nicht in den Sinn kommen können, zu behaupten, das Land, welches bei der ersten Okkupation das beste war, sei auch das beste geblieben und müsse für ewige Zeiten das beste bleiben. Abgesehen davon, daß die Okkupation überhaupt nicht wörtlich zu nehmen, sondern bloß beispieldhalber in dieser Form aufgestellt ist, macht es, wie ein Aufsatz der „Frankfurter Zeitung“ mit Recht hervorhebt, gar keinen Unterschied, ob die Ertragsdifferenz, welche die Grundrente ergibt, bei intensiver Bodenvirtschaft aus der größeren natürlichen Fruchtbarkeit, oder bei extensiver Wirtschaft aus den geringeren Kulturkosten entspringt.

Direktor in die Tagesfragen greift Carey mit seiner nächsten, 1852 veröffentlichten Schrift ein: „The harmony of interests, agricultural, manufacturing and commercial“ (die Harmonie der Interessen in der Ackerbau, Industrie und Handel). Hier wird die Lehre von der „Harmonie der Interessen“ näher entwickelt. Habent sua fata libelli. Nicht bloß Bücher, auch Lehren und Theorien haben ihre Geschichte. Wem in Deutschland ist die „Harmonie der Interessen“ nicht ein geläufiges Schlagwort, sei es im Ernst oder im Spott? Und wer in Deutschland glaubt nicht, daß sie heimisches Gewächs oder höchstens, daß sie aus dem benachbarten erfindlichen Frankreich importirt worden? Sonderbare Schwärmerei. Die schöne poetische Lehre ist auf dem nördlichen Boden Englands geboren, von da nach den Vereinigten Staaten emigriert, und dort von Carey in Pflege genommen und mit dem Gewande der Wissenschaft versehen worden. Und so zugerichtet, machte die Lehre le tour du monde — die Reise um die Welt, wobei sie dann allmählich auch nach Deutschland kam, aber auf dem üblichen Umweg über Frankreich. Es scheint manchmal, es gäbe in Deutschland niemand, der englisch versteht — wenigstens nicht genug, um eine Schrift über Nationalökonomie zu lesen. Erst muß sie in's Französische übersetzt und französisch verwässert und verzuckert werden, ehe sie für den deutschen Gaumen genießbar wird. So ging es so ziemlich mit der ganzen englischen Nationalökonomie, und so ist es auch mit der Carey'schen „Harmonielehre“ gegangen: sie mußte erst von Bastiat französisch geleckt, verflacht und süßlich feuilletonisiert werden, um in Deutschland Eingang zu finden, nachdem sie seitens des deutschen Arbeiters aus dem Französischen ungefähr dieselbe Verballhornung erfahren, wie seitens des französischen Bearbeiters aus dem englischen Urtext.

Der Hauptzweck dieses Werkes war aber die „wissenschaftliche Begründung“ des Schutzzolls — ein Thema, mit welchem wir uns hier nicht befassen können. Genug, unter den wissenschaftlichen Verteidigern des „Schutzzollprinzips“ nimmt Carey ohne Widerrede den ersten Rang ein. Ist es ihm auch nicht gelungen, und konnte es ihm nicht gelingen, eine einfache Frage der Praxis zu einem Postulate der Wissenschaft zu erheben, so hat er die Frage doch mit unerkennbarem Geschick behandelt und allen, die jetzt in Deutschland das Evangelium des rettenden Schutzzolls predigen, ihre „geistigen Waffen“ geliefert. „Der Schutz der nationalen Arbeit“, die physisokratischen Angriffe auf den Handel, die pseudo-sozialistischen Forderungen der „Rechte der Arbeit“ und einer „gerechten Gütervertheilung“, die Tiraden gegen das „laissez faire laissez aller“ — nichts fehlt in dem Carey'schen Buch, aus welchem die deutschen Schutzzöllner noch viel lernen und plagieren können.

In seinem letzten und umfangreichsten Werk: „Principles of Social Science“ (Grundsätze der Gesellschaftswissenschaft, 1857—62 in 3 Bdn.) faßt Carey seine ganze Lehre in ein „System“ zusammen. Eigentlich ist es nur eine Wiederholung seiner sämtlichen früheren Schriften, die, mit einigen Abänderungen, Umarbeitungen und Lückenausfüllungen in eins verschmolzen sind. Es ist deshalb auch nichts Besonderes darüber zu sagen. Bloß der vermeintlichen Widerlegung der Malthus'schen Bevölkerungslehre sei erwähnt. Diese lautet: Die Güter der Erde vermehren sich in arithmetischer, die Bevölkerung der Erde in geometrischer Progression, also viel rascher, sodaß, wenn der natürlichen Zunahme der Bevölkerung nicht gesteuert wird, Uebersättigung eintreten muß.

Das leugnet Carey, der stets die amerikanischen Verhältnisse im Auge hat, und behauptet „die unbegrenzte Ausdehnungs- und Entwicklungsfähigkeit der Menschen und ihrer materiellen Kultur“ — was man in Amerika, das mit Leichtigkeit eine zehnfache Bevölkerung zu ernähren vermag, allerdings ohne große Gefahr sagen kann. Im Zusammenhang mit dieser „Widerlegung“ des Malthus stellt Carey eine „neue Theorie der Gütervertheilung“ auf, nach welcher der Antheil der Arbeit sowohl als des Kapitals an dem Nationaleinkommen beständig wachse, und zwar der Antheil der Arbeit in stärkerem Maße, als der des Kapitals. Ein schöner Traum, dem von der harten Wirklichkeit und der unsentimentalen Wissenschaft der Nationalökonomie leider das Bürgerrecht auf dieser realen, bürgerlichen Welt nicht ertheilt wird.

Sind wir nach dem von uns Ausgeführten auch nicht in der Lage, in die Lobreden der Bewunderer einzustimmen und Carey für den größten Nationalökonom der Neuzeit, wo nicht aller Zeiten, zu erklären, so müssen wir ihn doch als einen der Auserwählten anerkennen, die dem Jahrhundert seinen geistigen Stempel haben aufdrücken helfen. —cht.

Die erste Lokomotive der Eisenbahn von Stockton nach Darlington. (Bild Seite 64.) Nachdem wir in Nr. 5 die Entstehung der Eisenbahn entworfen, wollen wir auch die Geschichte ihrer Bestandtheile in Umrissen schildern. Wenn sich die Eisenbahn, d. h. das paarige Schienengeleis auch nicht eines vorzinsfuthlichen Alters rühmen kann, so können doch bereits in dem klassischen Alterthum der Griechen ihre Ursprünge in jenen Steingeleisen nachgewiesen werden, auf welchen schwere Marmorblöcke nach den Baustätten der Tempel und ganze Schiffe von der Nord- nach der Südseite des korinthischen Isthmus (Griechenland) bewegt wurden. Daß auch dem praktischen Sinn der Römer sehr bald die Zweckmäßigkeit derartiger Spurbahnen für den Transport großer Lasten in die Augen sprang, lassen uns die in dem ausgegrabenen Pompeji bloßgelegten Spurbahnen (mit vertieften Geleisen) erkennen. In ihrer primitiven Form begegnet uns diese Spurbahn in den Bergwerken des Harzes wieder. Auf zwei langen Balken, welche beiderseitig mit Randleisten versehen waren, rollten hier die Räder des Landfuhrwerkes hin. Ein Pferd konnte auf solchen Bahnen 40—50 Centner fortbewegen. Durch deutsche Bergleute, welche die Königin Elisabeth nach England rief, fand auch dort dieser Fortschritt im Transportwesen Eingang. Um die immerhin noch bedeutende Reibung zu verhindern, nagelte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eiserne Schienen auf die Längsbalken, die ihrerseits wieder auf Querriegeln ruhten. Die von dem Engländer Dutram seit 1793 eingeführte Spurbahn (in der Folge [Du]-Tram Way genannt) hatte statt der Balken eine Unterlage von Steinblöcken; aber diese Einrichtung erwies sich als unpraktisch, so daß auch ferner die hölzerne Unterlage für Spurbahnen beibehalten wurde. Zwar hatte schon im Jahre 1805 der Engländer Nixon die spröden gußeisernen Schienen durch schmiedeeiserne zu ersetzen versucht; aber ein bedeutender, folgereicher Schritt, der zur Vervollkommnung des heutigen Eisenbahnwesens führen konnte, wurde erst 1820 durch John Berrinshaw gethan, indem derselbe das Walzen der Schienen erfand.

Die durch die Eisenbahnen hervorgerufene segensreiche Umwälzung des ganzen Landverkehrs wäre aber noch lange Zeit aufgehalten worden, wenn nicht auch neben den Schienenwegen das Eisenbahnfuhrwerk fortwährend Verbesserungen erfahren hätte, bis endlich auch die Lokomotive (der sich von der Stelle bewegende Wagen, welcher einen Dampfkessel und eine Dampfmaschine trägt, die mittels Umkehrung der einen Nabe das das Ganze in fortschreitende Bewegung setzt), als Hauptmotor in den Eisenbahnbetrieb eintrat. Sehen wir uns an der Hand der Kulturgeschichte die Wandlungen an, welche die Lokomotive durchmachen mußte, bis sie ihre heutige Gestalt bekam.

Kaum war die Dampfmaschine in den Kreis des Kulturlebens eingetreten, als man auch schon bemüht war, ihr eine möglichst vielseitige Anwendung zu geben. Dahin gehörte auch das Bestreben, sie zur Bewegung der gewöhnlichen Straßenzuwerke zu benutzen, die animalische Zugkraft durch die Bewegung mittels unorganischer Kraft zu ersetzen. Ein Mann, Namens Mon de Caus, der im Warenause von Bicêtre gestorben ist, ist der Schöpfer dieser Idee. Savery machte 100 Jahre später den Vorschlag, die Dampfmaschine als Beweger der Straßenzuwerke zu benutzen. Allein weder bei ihm, noch bei Robison (1759), dem Jugendfreunde Watts, und seinem Mitarbeiter an der Vervollkommnung der Dampfmaschine, ist von einer Ausführung dieser Idee etwas bekannt geworden. Der erste, dem es wirklich gelang, einen Straßendampfwagen zu konstruieren, war der französische Ingenieur Cugnot, der 1796 Probefahrten auf dem pariser Straßenzustellen unternahm. Doch fielen die Versuche ziemlich ungünstig aus; Cugnots Wagen wurde dem Conservatoire des Arts et des Métiers in Paris einverleibt, wo er noch heutigen Tags zu sehen ist. Nach vielen Wägen und Drangsalen glückte es endlich Oliver Evans im Winter von 1803 auf 1804 die erste Straßenlokomotive in Gang zu bringen. Es wird von ihr berichtet, daß sie „in Angesicht von wenigstens 20,000 Zuschauern durch die Straßen von Philadelphia bis an den Schuykillfluß“ ihren Lauf nehmen konnte. In England bemächtigte sich fast gleichzeitig dieses Gegenstandes ein Ingenieur der Zinnbergwerke von Cornwall, Richard Trevithick mit Namen. Er nahm mit Andrew Vivian 1802 ein Patent auf seine „dampfgetriebenen Wagen“ und

schon zwei Jahre darauf sehen wir die erste durch Dampf getriebene, auf Rädern bewegliche Maschine einen Kohlenzug auf den Steigungen der Merthyr-Tydvil-Bahn in Süd-Wales emporzuschleppen. Diese Lokomotive besaß bereits viele wesentliche Bestandtheile unserer jetzigen Maschinen, namentlich auch das Dampfblasrohr, durch welches der aus dem Dampfzylinder entweichende Dampf in den etwa 12 Fuß hohen Dampfschornstein geblasen wurde.

Der Hauptfehler dieser Uebergangs-Lokomotive bestand darin, daß ihr Gewicht zu gering war, um zwischen den glatten Rädern und den Bahnschienen genügende Adhäsion zur Fortbewegung des Zugs hervorbringen zu können. Diesem Fehler hat erst George Stephenson im Jahre 1814 abgeholfen. Unsere Abbildung zeigt jene verbesserte Lokomotive, wie sie zuerst auf der Killingworth und Stockton-Darlington-Bahn im Gebrauch war und mit unwesentlichen Aenderungen bis zum Jahre 1829 in Anwendung blieb. Wir sehen daran den zylindrischen Dampfessel, der auf vier glatten Rädern ruht; auf dem Obertheil desselben befinden sich zwei senkrecht stehende Dampfzylinder, in denen die dampfdichten Kolben hin- und hergeschoben werden. Die Bewegung der Kolbenstangen ist mit Hilfe zweier Schwebearme (Balanciers) auf die Achsen der Räder übertragen, wodurch die Drehung der letztern bewirkt wird. Die beiden Radachsen sind durch äußere Kuppelstangen mit einander verbunden, und schon ist ein Mechanismus vorhanden, durch welchen man je nach Erforderniß das Vorwärts- oder Rückwärtsfahren der Maschine veranlassen kann. Die Speisung des Dampfessels verrichtet eine von der Maschine getriebene Druckpumpe, die ihr Wasser von dem hinter der Lokomotive befindlichen Tender zog, der überdies auch noch die nöthigen Steinkohlen trug. Die größte Leistung einer solchen Maschine, die mit dem Tender ungefähr zehn Tonnen wog, bestand in der Fortschaffung von etwa vierzig Tonnen Last mit einer Geschwindigkeit von sechs englischen Meilen in der Stunde. Daß diese vielgliederte Lokomotive verglichen mit unserer heutigen, viel einfacher konstruirten, in Bezug auf Bewegungs- und Drehgeschwindigkeit mit der Schilfrothe verglichen worden ist, brauchen wir wohl nicht anzuführen. Schon George Stephenson's Sohn, Richard, hat die Erfindung des Vaters bedeutend vervollkommenet, aber die meisten Umgestaltungen erfuhr die Lokomotive in den letzten zwanzig Jahren. Sehen wir einmal einer Schnellzuglokomotive neuester Konstruktion ins Innere. Der große zylindrische Dampfessel ist ein Röhrenessel geworden. Der gebildete Dampf sammelt sich vorzugsweise in der Kuppel, in welcher sich die mitgerissenen Wassertheile absetzen, und wird von dort durch ein weites Rohr in die Schieberkästen und aus diesen, wie bei jeder Dampfmaschine, abwechselnd zu den beiden Seiten der Dampfkolben geführt.

Das aus dem Kessel ausgehende Rohr ist durch einen Schieber verschließbar, welchen der Führer mittels eines Hebels vor und rückwärts schieben kann, wodurch dann überhaupt der Dampf zur Maschine zugelassen und wieder abgesperrt wird. Dieser Dampfrohrschluß trägt hier den Namen Regulator, und der Hebel heißt Regulatorhebel, weil der Führer mit diesem den Gang der Maschine reguliren oder ganz abstellen kann. Durch den vorderen Boden des Zylinders geht eine Kolbenstange, die mit der Pleuelstange und einer Kurbel verbunden ist. Die Achse der letzteren ist zugleich die Achse der Treibräder, welche durch das Spiel des Kolbens in Umdrehung versetzt werden und dadurch die Bewegung der Lokomotive bewirken. Die Führung des Vertheilungsschiebers geschieht durch eine excentrische Scheibe; doch sind deren zwei vorhanden, die dicht hinter einander liegen und in ihrem Gang um circa 180 Grad verschieden sind, so daß sie gleichzeitig in den entgegengesetzten Stellungen ankommen. Diese beiden Excenter, deren eins den Vorwärts-, das andere den Rückwärtsgang der Maschine bewirken, greifen nun an den beiden Enden eines schmiedeeisernen Bogens, der Kullisse, an, welche einen Gleitbalden umfaßt, mit dem die Schieberstange vorn endet. Hebt man die Kullisse, so wird die Wirkung des oben angreifenden Excenters auf den Schieber übertragen, und die Maschine läuft so, wie es der Steuerung durch dieses Excenter zukommt, d. h. die Kurbel dreht sich in der dem steuernden Excenter zugewendeten Richtung. Senkt man jedoch die Kullisse und bringt den Angriff des zweiten Excenters zur Wirkung auf den Schieber, so folgt wieder die Drehrichtung der Stellung dieses Excenters, d. h. der Gang wird verkehrt, nachdem die beiden Excenter prinzipiell um 180 Grad von einander abstehen. Diese vor- oder rückwärts steuernde Stellung der Kullisse geschieht durch die Hand des Lokomotivführers und zwar durch einen Hebel, den sogenannten Reversirhebel, von dem eine Stange zu jenem Winkelhebel führt, an dem die Kullisse hängt.

Der von der Maschine abströmende Dampf entweicht durch ein Rohr in die Rauchkammer unter den Schornstein, wo er mit solcher Gewalt ausströmt, daß er einen Theil der Luft aus der Rauchkammer mitreißt und so einen luftverdünnten Raum erzeugt, der sich durch die Sieberöhren bis in den Feuerraum fortsetzt und jenes heftige Nachströmen frischer atmosphärischer Luft durch die Rostspalten zur Folge hat, welches die lebhaftere Verbrennung des Brennmaterials trotz des Mangels einer sonstigen Esse bewirkt. Die arbeitende Mündung des Dampfauströmröhres heißt Blasrohr, und ihr Querschnitt kann vom Führer aus auslippenförmig vergrößert oder verkleinert werden, in welchem letzteren Fall der theilweise gestaute Dampf, mit größerer Geschwindigkeit ausströmend, eine stärkere Anfachung des Feuers zur Folge hat.

Die schmalen und sehr zahlreichen Stäbe des Rostes liegen sehr nahe aneinander; die am tiefsten gelegene Abtheilung des Rostes ist zum Kippen eingerichtet; die Feuerthür besteht aus zwei Flügeln, von denen ein jeder durch einen mit eisernen Beschlägen versehenen Ziegelstein gebildet wird, welcher Löcher enthält, die den direkten Zutritt der Luft zu dem Brennmaterial gestatten. Das Brennmaterial wird nur in einer Schicht von fünf Centimeter Höhe über die Rostfläche vertheilt; die Roststäbe gestatten nur ein Reinigen des Rostes von oben, die Feuerthür ist daher sehr breit, und die Oberfläche vom unteren Theil ihres Rahmens liegt in gleicher Höhe mit der Rostfläche. Die Schladen werden entweder durch das Umkippen des unteren Rostes abgeworfen, oder durch die Feuerthür herausgezogen, und durch ein Fallthürchen in der Stehplatte des Maschinenfundaments entfernt.

Die Treibzylinder liegen bei der Lokomotive unseres Bildes innerhalb der Räder, also unterhalb des Kessels, und die Lenkstangen hängen mit Kurbeln zusammen, welche in dem Körper der Radachse selbst ausgeschmiedet sind. Bei den neueren Maschinen liegen die Treibzylinder außerhalb der Räder, die Treibachse ist dann gerade, und die Kurbelwaxe, der Anhängenpunkt der Lenkstange, ist oft gleich an einer Speiche des Treibrades angebracht.

Die gewöhnlichen Räder eines Wagens drehen sich bekanntlich nur deshalb, weil der Wagen über ihnen weggezogen wird; dagegen stemmen sich die Treibräder gleichsam wie die Beine des Zugpferdes gegen den Boden und bewirken so, da sie durch ihre Umdrehung zugleich die Angriffspunkte immer weiter vorwärts verlegen, das Fortgehen des Zuges. Von der Größe der Treibräder hängt zum Theil auch die Schnelligkeit der Bewegung ab, weil die Maschine so eingerichtet ist, daß auf ein vollständiges Kolbenpiel derselben allemal ein Umlauf der Räder kommt.

Hiermit glauben wir den Bau des Dampfessels genügend geschildert zu haben, und es bleibt uns nur noch übrig, die Bezugsquellen anzuführen. Die Lokomotiven für die ersten deutschen Eisenbahnen wurden aus England bezogen und von Engländern geführt. Vorig in Berlin begründete die deutsche Lokomotivindustrie, welche jetzt in zwanzig deutschen Anstalten betrieben wird (drei in Berlin, je eine in Königsberg, Elbing, Stettin, Breslau, Hannover, Kassel, Düsseldorf, Chemnitz, Darmstadt, drei in München, je eine in Erlangen, Karlsruhe, Mühlhausen-Grafenstaden bei Straßburg, Nübeland und Heilbronn) und jährlich 1850—1900 Maschinen liefert, von denen etwa 600 von Deutschland in Anspruch genommen werden. Die deutsche Lokomotivindustrie ist der englischen ebenbürtig und der französischen wahrscheinlich überlegen. Oesterreich besitzt fünf Lokomotivbauanstalten mit einer Leistungsfähigkeit von circa 400, die Schweiz zwei Etablissements, welche etwa 40 Lokomotiven bauen. In den übrigen europäischen Staaten ist der Lokomotivbau unbedeutend und deckt jedenfalls den Bedarf bei weitem nicht; desto großartiger hat sich diese Maschinenherstellung in den Vereinigten Staaten entwickelt, deren ziffermäßige Zusammenstellung uns leider nicht zu Gebote steht. Man erzählt, daß am Tage der Bahneröffnung mit dem ersten direkten Personenzuge halb England in Liverpool und Manchester und allen Dörfern der Linie entlang zusammengeströmt war. Trotz der Anwesenheit des Marschall Wellington und des Minister Pitt blieb der Bergmann Georg Stephenson ohne Rival der Held des Tages. Seine fanatischsten Gegner wurden seine begeistertsten Lobredner, und seine Feinde von der Bahnverwaltung unterstützten jetzt seine Bestrebungen auf das wärmste. Und diese Richtung durchdrang alle Schichten der Bevölkerung. Im fortbauenden Gefühl der Verehrung hat England zu Darlington und zu London die ersten Lokomotiven, welche Stephenson erdachte, auf Postamenten zu ewigem Andenken aufgestellt, als Trophäen aus dem Rißzeug eines Ritters vom Geiste. Die dankbare Erinnerung der gesamten Menschheit wird selbst diese ehernen Denkmäler überdauern.

Dr. M. T.

Springfluth an der deutschen Nordseeküste. (Bild Seite 65.)

Das wellende Laub streut eine Fülle rothgelber Farbtöne in die Landschaft. Das leise Sterben und Entfarben mindert zwar der Natur üppiges Prangen, erhöht aber den Reiz der Szenerie. Der Herbststurm zieht klagend über die Stoppelfelder und die Vögel rüsten sich zum Aufbruch nach frischbegrüntem Ländern. Verschwunden ist der sumrende Gaukelreigen in den Lüften und das rafflose Treiben im Großen. Wohl winkt aus dürrer Laub die saftige Traube, doch um Blumenleichen zieht die geschäftige Spinne ihren kunstreichen Silberfaden. Was man verlieren soll, achtet man doppelt werth. Dies wohl der Grund, weshalb uns des Herbstes Behmuth beschleicht, und der Hoffnung auf die wechselnden Freuden der Jahreszeiten nur wenig Platz läßt. Wenn der Binnenländer die Ernte geborgen, kann er getrost den Stürmen des Herbstes entgegensehen. Anders gestaltet sich die Sache beim Küstenbewohner. Er hat nicht nur die Jahreszeiten, sondern auch die Gezeiten, d. h. Ebbe und Fluth, zu beachten. Diese gewaltige Fluthwelle, bekanntlich durch den Einfluß des Mondes erzeugt, die am stärksten in der Nähe des Äquators ist und nach den Polen zu allmählich abnimmt, bewacht der Küstenbewohner jahraus jahrein mit scharfem Auge. Sie regelt seine Thätigkeit, weil sie, von Ost und West fortschreitend, entsprechend der entgegengesetzten Umdrehung der Erde,

regelmäßig zweimal in vierundzwanzig Stunden an jedem Küstenort erscheint.

Unser Bild führt uns an die deutsche Nordseeküste, die sich von Holstein bis nach Holland erstreckt. Hier, von der Elbe bis zur Ems, giebt es kein Fessengefährde, welches der Brandung der Meereswogen eine unverrückbare Grenze gezogen; soweit das Auge schweift, ist alles in jahrhundertelanger Arbeit dem gewaltigen Meer abgerungen und die Welle, die einstmal das fruchtbare Land überfluthete, ist längst durch den Deich gebannt. Wenn die tiefe Ebbe weit hinaus den Meeresboden bloßlegt und endlose Schlamm- und Sandfelder zeigt, sucht sie der Mensch dem Meere abzugewinnen, indem er unermüdet seine Schlingen und Stachwerke hinausbaut. Haben diese ihre Pflicht gethan, wenn die Hochfluth gegen das Werk von Menschenhand donnern, d. h. haben sie den Schlamm gefangen und den unrastringen Boden gefestigt, so wird die Fläche eingedeicht, auf welcher bald üppiges Grün empor-schießt, und ein fruchtbares Stück Land ist gewonnen. So entsteht das „Vorland“ oder das „Groden“. Der Zahdebusen, ein Meereseinchnitt westlich von der Wesermündung, der früher ein blühendes Land mit reichen Dörfern war und in einer einzigen schrecklichen Sturmnacht der Springfluth zum Opfer fiel, wird auf diese Weise Fuß um Fuß dem gierigen Element wieder abgerungen, das sich jedoch nicht willig aus seinem gewohnten Bett drängen läßt. Während des Voll- und Neumondes, wenn die Anziehung des Mondes gemeinsam mit der der Sonne wirkt, erreicht die Fluth ihren Kulminationspunkt und wird so wegen ihrer reißenden Anschwellung die Springfluth genannt. Haben nun, wie es im Frühjahr und Herbst zumeist der Fall ist, die stürmischen Westwinde große Wassermassen durch den Canal La Manche in die Nordsee getrieben, so findet die Springfluth bereits einen hohen Wasserstand vor und scheidet sich dann nur zu leicht an, die menschlichen Eingriffe in ihr Reich zu rächen. Es ist ein erhabenes, geheimnißvolles, grauerregendes Schauspiel, zu sehen, wie die Wellen heranstürmen, begierig, jedes Hinderniß zu zerschmettern. Ungeahnt rasch schwillt das Wasser zu drohender Höhe, und wehe dem Vieh, das auf den fetten Weiden des Vorlandes grasend, nicht zeitig genug auf ein höheres Terrain oder in den Schutz des festen Deiches geflüchtet ist. Im Nu ist das schwache Hinderniß des Außendeiches übersprungen und mit furchtbarem Gewalt bricht das entfesselte Element herein über das grüne Weideland. Wo eben noch die grünen Halme im Winde schaukelten, da tummelt sich jetzt die graue schäumende Woge, springt gierig hinaus an die feste Böschung des Deiches und treibt ihr Spiel mit den Kadavern der ertrunkenen Kinder oder mit den Körpern der unglücklichen Menschen, die weit vom Deich bei rüstiger Arbeit das gewaltige Schwellen der Springfluth nicht frühzeitig genug bemerkten und auf ihrer wilden Flucht dem unerbittlichen Element zum Opfer fielen. Die Platen oder Sande in Elbe, Weser und Jahde, die Vorposten des Marschlandes, sind besonders der Springfluth ausgesetzt, und die Lokalblätter berichten häufig genug von den Verheerungen derselben. Der Marschbewohner aber läßt sich dadurch nicht zurückschrecken; mit zäher Ausdauer beginnt er immer aufs neue den uralten Kampf mit der Wuth der Elemente und bewahrt sich dadurch jene Kraft und jenen kaltblütigen hartnäckigen Muth, der den Friesen seit unvorbenklichen Zeiten bis auf die Gegenwart auszeichnete. Dr. M. L.

Hans Sachs (Schluß, cf. Nr. 2). Im Jahre 1510, siebenzehn Jahre alt, ging der Schutergefell Hans Sachs in die Welt hinaus, und kreuz und quer zog er in deutschen Landen umher, hinauf bis Lübeck und hinab bis in's Tirolische und nach Wieg. Eine Zeitlang hielt ihn die Abenteuerlust als Waidmann in kaiserlichem Dienst, bald aber kehrte er zum friedlichen Handwerk zurück, und im Alter von neunzehn Jahren schlug ihn der Drang zu dichten so sehr in Fesseln, daß er sich vornahm, ihm zuliebe auf alle anderen Vergnügungen zu verzichten. 1513 dichtete er in der Weise der Meisterfänger sein erstes Bar, d. i. Lied, das bei den Fach- und Kunstgenossen günstige Aufnahme fand. 1516 kehrte er nach Nürnberg zurück, um sich zunächst in der Vorstadt Wöhrd als Meister niederzulassen. Drei Jahre darauf führte er Künigunde Kreuzerin aus Wendelstein als sein eheliches Weib heim; später siedelte er nach der innern Stadt über, und nicht lange währte es, so hatte er es als Schuhmacher und Poet zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Und er verdiente beides redlich, denn wie er als ehrlicher Handwerksmeister sein Geschäft verstand und eine auch über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus ausgebreitete Kundschaft zu befriedigen wußte, so war er bald unter der an 250 Poeten starken Meisterfängerschaft des ehrwürdigen Nürnbergs der bedeutendste und angesehenste. Der geistige Fonds, welchen er auf seinen Wanderungen gesammelt und in seiner Werkstatt unermüdet vermehrt hatte, war ein

erstaunlich großer. Höchst wahrscheinlich hat er alles studirt, was damals in deutscher Sprache gedruckt war, und außer diesem noch vieles, was nur handschriftlich vorlag. Er kannte die römischen und griechischen Schriftsteller aus Uebersetzungen und Auszügen, war zuhause in der klassischen Mythologie, in der deutschen Sagenwelt und in der alten und neueren Geschichte, und vor allem war er bibelhaft, wie irgend ein anderer. Auch die bedeutendsten neueren Schriftsteller des Auslandes, Boccaccio, Petrarca und andere, kannte er und ihre Werke wußte er als Grundlage und fruchtbarsten Boden für sein eigenes poetisches Produziren trefflich zu benützen. Sein Wissen bot ihm seine Stoffe; seine Phantasie erfand sie nicht, sein Verstand fand sie, aber immer wußte er ihnen den Stempel seines Geistes aufzuprägen, sie originell zu gestalten. Dabei war er keineswegs wählerisch — alles, was er wußte und erlebte, wurde ihm zum Gedicht. Freilich konnte es bei der daraus hervorgehenden Massenhaftigkeit und Vielseitigkeit seiner Produktion nicht immer ächte Poesie sein, die er schuf, oft war es eitel Keimerei, in der er sich erging und seinen Zeitgenossen genugthat; aber dennoch war er nicht nur der fruchtbarste, sondern auch in mehr als einer Beziehung der hervorragendste deutsche Dichter der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der handwerksmäßige Regelzwang der Meisterfängerei vermochte seine Begabung weder zu ersticken noch zu fesseln. Er blieb zwar zeitlebens der Singhule ergeben und erfand selbst mehr als ein Duzend neuer Töne, d. h. Melodien, für seine nach dem Gesetze der Schule, der Tabulatur, gedichteten Gesänge, deren 4275 in 275 verschiedenen Meisterstönen gezählt wurden, aber diese Gesänge widmete er nicht einem größeren Publikum, sondern nur der Schule, deren Aufgabe, die Vereblung des Handwerkerlebens, in der That belangreich und wichtig genug war. In 34 Folioebände hat er selbst seine gesammelten Dichtungen zusammengetragen. Dieselben gipfeln in nicht weniger als 208 Dramen und ungefähr 1700 Schwanen und Erzählungen. Unter den Dramen ragen seine Komödien, insbesondere die Fastnachtspiele, durch die Vielseitigkeit und Geschicklichkeit der Erfindung, durch die Lebendigkeit der dramatischen Gestaltung und die ihrem Gegenstande durchaus angemessene Sprache hervor. Es zeigen jedoch auch seine größeren Schauspiele, daß er auf dramatischem Gebiete an der Spitze seiner Zeitgenossen einhertritt; denn er ließ sich nicht genügen, wie diese es zumeist thaten, an den Stoffen, welche die biblische Geschichte oder das gewöhnliche Alltagsleben bot, sondern er holte sich auch seine dramatischen Stoffe aus den verschiedensten Gebieten der Geschichte und Sage, aus den Novellen und Dramen der neueren Ausländer, wie aus denen der Alten. Am höchsten steht Hans Sachs als Schwanndichter, deren Stoffe, so lebendig gefühlt und padend dargestellt, aus dem ihn umgebenden Leben genommen oder mit dessen Formen und Farben bekleidet sind, daß sie heute noch zu dem besten gezählt werden müssen, was in der deutschen Literatur überhaupt dergestalt geschaffen worden ist. Bei dem aufrichtig religiösen Charakter, wie er dem größeren Theile des deutschen Volkes damals eigen war, ist es natürlich, daß Hans Sachs auch Kirchenlieder geschaffen hat, die sich den besten Leistungen dieser Gattung würdig anreihen. Auch hier tritt der enge Zusammenhang seines Dichtens mit seinem Leben zutage; wenn sein Herz besonders bewegt war, wenn ihn Kummer und Sorge übermannen wollte, wie zu jener Zeit, wo die graue Pestilenz über der alten Reichsstadt ihre schwarzen Fittige zusammenhug, da erhebt er in frommen Liebe die Stimme zu seinem Herrgott um Trost und Hilfe. Im Jahre 1560 starb seine erste Frau, die ihm 7 Kinder geschenkt hatte. Schon im folgenden Jahre heirathete er wieder, und zwar die junge und schöne Barbara Harscherin, auf die er das Gedicht „Köstlich Frauenlob“ gedichtet hat. Bis in sein hohes Alter bewahrte er seine Lebens- und Dichtungslust, erst im 78. Lebensjahre begannen alle seine Kräfte zu versiegen, sodas er die letzten drei Jahre, bis zu seinem am 19. Januar 1576 erfolgten Tode, in zunehmender Theilnahmlosigkeit für alles, was um ihn vorging, verbracht hat. In ihm starb eines der merkwürdigsten Beispiele von der hohen geistigen Entwicklungsfähigkeit, welche sich das sogenannte niedere Volk Deutschlands auch während der trübsten Zeiten bewahrt hat — eine Entwicklungsfähigkeit, die zu Gunsten deutscher Kunst und Wissenschaft nicht gar selten herrliche Blüten gezeitigt hat. B. G.

Auf einem im Auftrage der berühmten Patrizierfamilie Welfer, die 1528 bereits Venezuela in ihren Besitz gebracht hatte, im Jahre 1533 unternommenen Eroberungszuge in Südamerika hörte man auch von einem in diesem Lande existirenden Weiberstaate erzählen, dessen Mitglieder „mit den Männern gar kein gemeinschaft haben, dann etlich Zeit im Jahr in aller maß und gestalt wie man von Amasonen schreibt.“ Daranshin soll der bekannte große südamerikanische Strom den Namen „Amasonenstrom“ erhalten haben. Dr. M. B.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Ueber Fremdwörter im Deutschen, von M. Wittich (Fortsetzung). — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. M. Bogler (Fortsetzung). — Henry Charles Carey. — Die erste Lokomotive der Eisenbahn von Stockton nach Darlington (mit Illustration). — Springfluth an der deutschen Nordseeküste (mit Illustration). — Hans Sachs (Schluß). — Die Wesler und der Amazonenstrom.